

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **95 (2016)**

Heft 6

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

111 166: Nr. 6 (2016)

ZS

Zürcher Studierendenzeitung

02.12.2016 #6/16

AZB
8001 Zürich
Post CH AG



Zentralbibliothek Zürich
Abteilung E-Medien/Periodika
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

33426/8



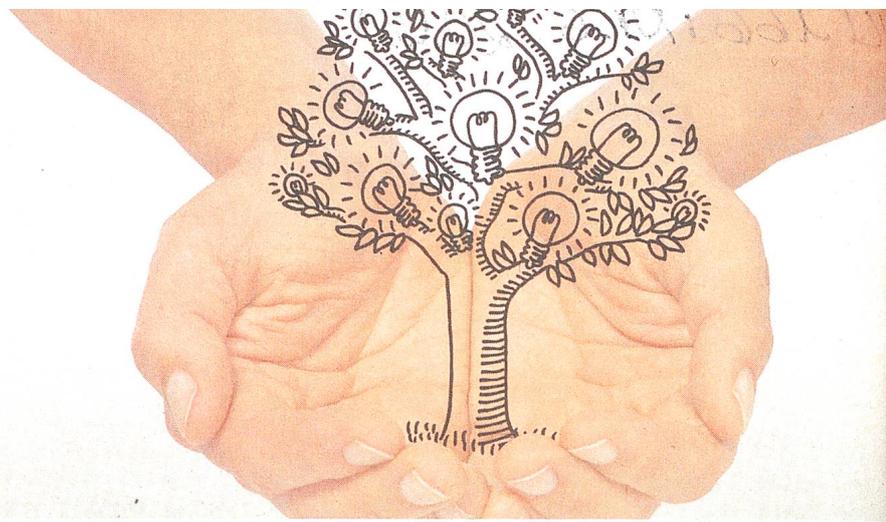
«Ich bin kein Patriot»

Moritz Leuenberger über das Rütli, Hornussen und 1968

**Kommunist
Darf nicht
doktorieren**

**Kreis 4
Spaghetti
im Milieu**

**Kinder-Uni
Staunen
im Hörsaal**



Change the future. Push boundaries.

At Roche, our success is built on innovation, curiosity, and diversity - multiplied by 91,747 professionals in 100 countries. By challenging conventional thinking and ourselves, we've become one of the world's leading research-focused healthcare companies.

Are you ready to add practical experience to your course of study?

An internship at Roche can be the perfect place to find out how your discipline looks in action. Interesting projects are taking place throughout the entire company and dedicated students from these fields of study are always in demand:

- Natural Sciences
- Computer Sciences
- Engineering
- Business

Bring along your ideas and your ability to research, develop, plan and organise.

The next step is yours.
careers.roche.ch



4—5 Schwitzen und staunen

An der Kinder-Uni schnuppern Primarschulkinder Wissenschaftsluft

7 Kommunist muss warten

Kerem Schamberger darf noch immer nicht doktorieren

8 Geheimniskrämerei im VSUZH

Der Studiverband macht für Bologna 2020 eine Umfrage statt Politik

10—11 Studieren in Oerlikon

Ist der Campus hinter dem Hügel so schlimm, wie man denkt?

14 Unheimlich stolz

Unsere These zum Thema

16 Knallkörper Patriotismus

Feuerwerk ist mehr als Sinnbild patriotischer Heimatsliebe

17—19 Das Rütli gehört allen

Moritz Leuenberger über die Neu-besetzung unserer Staatssymbole

20—21 Liebe zum Lokalen

Auch im Kleinen kann Patriotismus problematisch werden

23 Die dunkle Seite des Netzes

Im Darknet kauft man ohne Probleme kistenweise Ritalin ein

24—25 Ein Jahr in Büchern

Germanistik-Studierende präsentieren die wichtigsten Bücher des Herbstes

28—29 Ein gefundenes Fressen

Jeden Mittwoch gibts in der Midway Bar im Kreis 4 gratis Spaghetti

30 Bukowski statt Prüderie

In Baden zelebriert das Teatro Palino die Andersheit

31 Glitzer macht glücklich

Ein Besuch im Nail-Art-Studio von Luana Capasa

11 Comic 12 Impressum 12 Bologna Babe 13 Senf der Redaktion 26 Fahr zur Hölle! 26—27 Kulturspalten

Viva la Reformation! — Wer heute an 1968 denkt, denkt wohl in erster Linie an Revolution, ob sexuell oder politisch. Dabei haben nicht Revolutionäre, sondern Reformatoren wie Moritz Leuenberger (S. 17) die Gesellschaft im Rückblick weitaus nachhaltiger verändert. Jener Teil der 68er-Generation, der auf einen Wandel von innen heraus abzielte; der sich in die Institutionen gekniet hat.

Doch der Nimbus der Revolution ist ungebrochen. Einfach mal von vorne beginnen, die Schweizerfahne und Tell zusammen mit dem Kapitalismus im Verbrennungskraftwerk der Geschichte verheizen: wie einfach es doch sein könnte. Diese romantische Vorstellung lockt gewisse Studierende noch immer.

Dabei ist Revolution unweigerlich mit Gewalt verbunden. Und Gewalt erzeugt Gegengewalt, das habe ich von den Ärzten gelernt. Ich glaube nicht an die Revolution, weil ich glaube, dass wir mit der gewaltsamen Überwindung von Zuständen, die uns stören, gleichzeitig auch gewonnene Freiheiten opfern. Natürlich ist die Welt beschissen, so, wie sie ist. Vieles will ich grundsätzlich ändern. Aber im Herzen bin auch ich ein Reformator. Ich glaube an sanfte Übergänge und einen steten Wandel, der auf Inklusion und Respekt statt auf Umsturz beruht.

Auch in der ZS steht eine Reformation an. Eine neue Generation übernimmt. Einiges wird sich wohl ändern: Ein paar heilige Kühe werden geschlachtet und eine neue Redaktionskultur wird aufgebaut werden. Aber ich zweifle nicht daran, dass unsere Nachfolgenden aus dem Bestehenden das Beste machen werden.

Michael Kuratli, Redaktionsleiter





Schwitzende Probanden, gebannte Zuhörende: die zweite Vorlesung der diessemestrigen Kinder-Universität.

Schwitzen und staunen

Jeden November
findet die Vorle-
sungsreihe der
Kinder-Universität
statt. Ein grosser
Spass für die
Kleinen.

Jonathan Progin (Text) und
Simon Leuthold (Bild)

«Wer zuvorderst im Hörsaal sitzt, ist am schnellsten und am coolsten!» So könnte das Credo der Kinder nach Öffnung des Saales lauten. Der gegebene Anlass ist das Gedränge aber auch wert; heute geht es an der Kinder-Universität Zürich ums Schwitzen.

Die Kinder-Universität Zürich gibt es seit dem Sommersemester 2004 für Schülerinnen und Schüler der 3. bis 6. Primarschulklasse. Im November veranstaltet sie jeweils eine Vorlesung pro Woche, die von Professorinnen und Professoren der Uni Zürich gehalten wird und bei der versucht wird, den Kindern die Welt der Wissenschaft zu zeigen. In diesem Semester stehen Themen wie «Was ist ein Wikinger?», «Witze unter der Lupe!» oder eben «Warum schwitzen wir?» an.

Ein Hörsaal voller Kinder

Die Kinder, oder zumindest die wissbegierigen unter ihnen, sitzen neugierig an den langgezogenen Bänken des Hörsaals auf dem Irchel-Campus. Der Lärmpegel ist hoch. Überall werden Equis gezogen und Buntstifte neben dem Papier-Block aufgereiht. Vor der Wandtafel sind einige Assistentierende in weissen Kitteln und zwei Probanden auszumachen. Einer von beiden steckt in einer Sporthose, der andere in Badehose und T-Shirt. In der Mitte steht Professor Vartan Kurtcuoglu und weist seine wissenschaftlichen Assistentierenden

abgeklärt auf ihre Posten. Er wird die zahlreichen kleinen Besucherinnen und Besucher durch die Vorlesung führen. Seine Stimme erklingt durch die Lautsprecher, und die ohnehin schon grossen Kinder-Augen werden noch grösser. Mit strahlenden Blicken warten sie gespannt auf die nächste Dreiviertelstunde, in der sie mehr über den komplexen Vorgang des Schwitzens erfahren. «Kinder sind zwar nicht bessere Zuhörer als reguläre Studierende, man muss aber weniger tun, um ihr Interesse zu wecken», so Kurtcuoglu, der am Institut für Physiologie forscht. Kurz darauf setzt sich ein Proband in ein warmes Wasserbad und der zweite steigt auf ein bereitgestelltes Laufband. Ein überraschendes Gekicher geht durch das junge Publikum. Doch die Aufmerksamkeit gilt sofort wieder dem Professor.

Anschaulich und präzise

Die abgebildeten Folien auf der Leinwand zeigen gross geschriebene Fremdwörter, eine Sonne mit einem Gesicht, eine interaktive Holzschaukel und menschliche Körperumrisse – bei letzteren machen «Iiiiiih»-Schreie die Runde. Dem Professor macht das Spass: «Ich versuche, alles verständlich zu halten. So habe ich bewusst auf den Begriff «Energie» verzichtet und stattdessen jeweils «Wärme» verwendet. Die Kinder können sich unter Wärme etwas vorstellen; unter Energie eher nicht.»

Immer wieder versteht er es, durch anschauliche Illustrationen und präzise Aussagen den Wissbegierigen das Phänomen der Regulierung der Körperwärme näherzubringen. Kurtcuoglu habe sich, im Vergleich zu gewöhnlichen Vorlesungen, nur wenig anders vorbereitet: «Einzig das Grundwissen der Zuhörenden ist unterschiedlich. Da muss ich mich jeweils anpassen. Ansonsten ist es der gleiche Prozess, wie wenn Uni-Studenten hinter den Bänken sitzen.»

Natürlich ist die Aufmerksamkeits-spanne der Kinder verglichen mit jungen Erwachsenen kürzer. So ist das Organisationsteam auch auf kleine Unruhestifter vorbereitet. Auf den Treppen stehen Leute in orangefarbenen Shirts und ermahnen diejenigen, die andere stören oder zu laut sind. Interveniert werden muss jedoch nicht allzu oft, denn rund um Kurtcuoglu passiert genug Spannendes. Während nun die eine Testperson ihr Wasserbad verlässt, rennt die andere auf dem Laufband ruhig weiter. Die As-

sistierenden haben mittlerweile eine Tabelle an der Wandtafel erstellt, in die sie fortlaufend die Messtemperaturen der beiden Versuchskaninchen eingetragen haben. Das Resultat lässt sich sehen: Die Körperwärme des Probanden in der Wanne ist deutlich höher als diejenige seines joggenden Kollegen. Im Wasser kann der Mensch gar nicht oder kaum schwitzen und somit seine Körperwärme auch nicht regulieren.

Fragen über Fragen

Abschliessend ist eine fünfzehnminütige Fragerunde eingeplant. Studierende der Uni würden sich diese freiwillige Viertelstunde wohl getrost schenken. Doch Kinder wären nicht Kinder, würden sie einen nicht überraschen. Kaum ist der erste Arm oben, schnellen nach und nach weitere in die Luft. Die orangeneAufpasser und Aufpasserinnen sind jetzt orange Mikrofonstative und gehen zu den unzähligen Neugierigen, die den Professor befragen wollen. Eine Schülerin will wissen,

welche Deodorant-Sprays eigentlich empfehlenswert sind. Die besten seien solche, die kein Aluminium enthalten, so die Antwort von Kurtcuoglu. Der Professor und sein Team kommen gar nicht nach mit Fragenbeantworten. Keine Chance, alle Kinder dranzunehmen: Dazu fehlt schlicht die Zeit.

Die zweite Vorlesung der Kinder-Universität Zürich in diesem Herbstsemester wird beendet und die Kinder verlassen den Saal zackig, aber auch satt. Gesättigt mit neuem Wissen und einer Hausaufgabe; für nächste Woche sollen sie doch bitte ihren Lieblingswitz per Mail schicken. Es wird um Humor gehen. Und bestimmt viel gelacht werden. ◇



Die Zukunft der Lehre in den Händen der Studierenden



Kandidiere für den Rat!

Verband der Studierenden
der Universität Zürich **VSUZH**

Ratswahlen 2017



Abgestempelt: Kerem Schamberger, kommunistischer Doktorand.

Kommunist muss warten

In München kann ein Doktorand seit Monaten seine Stelle nicht antreten. Der Grund: seine politische Einstellung.

Reto Heimann

In München wird Kerem Schamberger wegen seiner politischen Einstellung am Doktorieren gehindert. Denn Schamberger ist aktives Mitglied der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP). Weil diese nach einem alten, auf die Zeit des Kalten Krieges zurückgehenden Münchner Verfassungsschutzartikel als extremistische Organisation eingestuft wird, muss sich Schamberger einer behördlichen Überprüfung unterziehen, die entscheidet, ob er für eine Doktoratsstelle in Frage kommt. Lange musste Schamberger warten: Im Juli hat er die Unterlagen dem Verfassungsschutz eingereicht, und seitdem sind Monate verstrichen, ohne dass die Behörden sich hätten vernehmen lassen. Seine Stelle konnte er nicht, wie geplant, Anfang Oktober antreten. Für Schamberger ist klar: Dieses lange Zögern ist politisch motiviert (wie die ZS online berichtete). Jetzt kommt endlich Bewegung in die Sache. Allerdings nicht unbedingt in Schambergers Sinn.

Prüfung abgeschlossen

Mittlerweile liegt ein Schreiben des Verfassungsschutzes an die Münchner Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) vor. Auch Schamberger hat Einblick in das Dokument erhalten. Brisantes scheint der Verfassungsschutz offenbar nicht herausgefunden zu haben. Schamberger sagt: «In diesem Schreiben steht nichts, was

der Öffentlichkeit nicht auch ohne verfassungsschutzrechtliche Überprüfung bekannt gewesen wäre. Dass man mich dafür mehrere Monate warten lässt, finde ich lächerlich.»

Was Schamberger weiter stört, ist die Tatsache, dass im Schreiben erwähnt werde, dass er mehrere Veranstaltungen gegen die türkische Regierung und Erdogan mitorganisiert habe. «Mir angesichts der momentanen politischen Situation in der Türkei zum Vorwurf zu machen, mich für Menschenrechte und Demokratie einzusetzen, ist für mich ein Skandal.»

Die Arbeit des Verfassungsschutzes ist jetzt beendet. Die Behörde hat ihre Erkenntnisse der Universität übermittelt. Der Ball liegt nun bei der LMU, welche der ZS mitteilt, dass sie sich zu laufenden Verfahren nicht äussern könne. Sie hat Schamberger dafür mittlerweile einen Fragebogen zugestellt. Wenn er diesen beantwortet hat, will sie einen definitiven Entscheid fällen. Nun muss sich Schamberger also auch noch von seiner Uni überprüfen lassen. Es scheint fast so, als hätte diese sich durch den Bericht des Verfassungsschutzes einschüchtern lassen.

Das Warten geht weiter

Solange Schamberger die ihm vorliegenden Dokumente nicht veröffentlicht und solange die Universität schweigt, lässt sich das langwierige Zulassungsverfahren nicht abschliessend beurteilen. Fragen wirft es aber ohnehin auf: Wieso wird der Kommunismus als extremistisch eingestuft und so auf eine Stufe mit beispielsweise der al-Qaida gestellt? Wieso braucht der Verfassungsschutz mehrere Monate, um eine Person zu überprüfen, wenn er dann offenbar doch nichts Neues herausfindet? Und wieso zeigt sich die LMU vom Bericht des Verfassungsschutzes derart beeindruckt, dass sie selbst nochmals eine Gesinnungsprüfung durchführt? Steht das einer Universität überhaupt zu? Schamberger glaubt weiterhin daran, bald seine Stelle antreten zu können. Nicht als Kommunist. Sondern als Doktorand in den Medienwissenschaften. ◇

Unprofessionelle Geheimniskrämerei

Die Studienreform «Bologna 2020» ist in vollem Gange. Doch statt Politik macht der VSUZH eine Umfrage – und vertrödelt damit wertvolle Zeit.

Reto Heimann und Laura Cassani

Im April 2016 entscheidet der VSUZH-Rat, eine Mailumfrage unter allen Studierenden durchzuführen. Der Verband will wissen, was die Studierenden der Philosophischen Fakultät über die «Bologna 2020»-Reform denken. Nur so glaubt man, im Namen der Studierenden Stellung zur Reform nehmen zu können. Zu einer Reform, die bereits in vollem Gange ist. Über sieben Monate später sind noch keine Resultate aus der Umfrage veröffentlicht.

Der ZS liegen die Daten aus der Umfrage vor, die der VSUZH-Vorstand geheimhalten will. Das Dokument enthält eine erste Auswertung der Rohdaten und bestätigt den Eindruck, der sich durch die intransparente Kommunikation des Verbands aufgedrängt hatte: Hier läuft etwas schief.

Die Umfrage wurde unprofessionell erstellt, viele Fragen suggestiv formuliert; manche Teilnehmende wussten nicht, was «Bologna 2020» überhaupt ist. Zudem wird klar: Der gesamte Befragungsprozess entsprach keinen wissenschaftlichen Standards. Die Ergebnisse aus der Befragung als Basis für weitere politische Schritte zu nehmen, wäre deshalb fahrlässig.

Die Meinung aller Studierenden

Doch der Reihe nach: Im Rahmen des Reformprojekts «Bologna 2020» wurde bereits entschieden, die 90-Punkte-Hauptfächer und die kleinen 30-Punkte-Nebenfächer an der Philosophischen Fakultät abzuschaffen. Weitere Massnahmen sind innerhalb der nächsten drei Jahre geplant: So sollen etwa Module in Zukunft wieder mehrere Lehrveranstaltungen umfassen. Nachgedacht wird auch über allgemeine Studienprogramme – zum Beispiel über einen Bachelor «Sozialwissenschaften».

Der VSUZH-Rat hat sich entschieden, alle Studis nach ihrer Meinung zur Reform zu fragen – «weil der Rat zwar von der Studierendenenschaft gewählt wird, aber nicht für sie in der Gesamtheit sprechen kann», wie Pio Steiner, Mitglied in der zuständigen Bildungskommission (BiKo), erklärt. Brisant ist, dass sich der Grossteil der Umfrage um die Abschaffung der Nebenfächer dreht. Genau um denjenigen Teil der Reform also, der mittlerweile bereits in Stein gemeisselt ist.

Suggestive Fragen

Viele der Fragen, die den Studierenden gestellt wurden, waren suggestiv. «Glaubst

Die Ergebnisse als Basis für weitere politische Schritte zu nehmen, wäre fahrlässig

du, das System wäre nicht transparent genug?» – Auf diese Frage antworteten denn auch nur vier der fast vierhundert Teilnehmenden mit einem Nein. Dies bemerkten und beanstandeten viele von ihnen, wie die Kommentare zur Umfrage zeigen: «Die Fragen zielen auf bestimmte Antworten ab», schrieb jemand.

Der Vorstand hatte es überdies versäumt, zu erklären, worum es bei der Reform überhaupt geht. Ob dies – genauso wie die unsorgfältige Formulierung der Fragen – daran liegt, dass damals im April alles so schnell wie möglich gehen musste? «Weil die Thematik so brisant ist, wurde die Umfrage in sehr kurzer Zeit erstellt», sagt Steiner. Man war sich also durchaus bewusst, dass die Uhr tickte – und entschied sich dafür, die Umfrage nicht im Voraus von Fachleuten erstellen oder wenigstens prüfen zu lassen.

Professionelle Ergebnisse?

Der Auswertungsprozess sollte dann professioneller ablaufen – während die Kommunikation durch die Verantwortlichen immer intransparenter wurde. Die Ratsmitglieder erfuhren in der Sitzung vom 30. September, dass man die Daten Studierenden einer anderen Universität übergeben habe, die sich «mit Statistiken und Umfragen auskennen». Laut Steiner ist es nun aber eine auf solche Auswertungen spezialisierte Stelle innerhalb der Universität Zürich, die die Auswertung vornimmt: «Teil der Begutachtung muss sein, herauszufinden, ob bei der Umfrage wissenschaftliche Fehler unterlaufen sind.»

Und so will der VSUZH die Rohdaten unter Verschluss halten, bis die unabhängige Auswertung abgeschlossen ist. Man hoffe aber, dass die Resultate noch dieses Jahr veröffentlicht werden können.

Während man im Verband der Studierenden trödelt, stand die Zeit an der Uni aber eben nicht still: Wichtige Entscheidungen zu «Bologna 2020» sind längst getroffen worden. Rat und Vorstand haben wertvolle Zeit damit verschwendet, die studentische Meinung über einen Teil der Reform herauszufinden, über den gar nicht mehr diskutiert werden kann. Und das in einer unprofessionell und unsorgfältig erstellten Umfrage, die keinen wissenschaftlichen Standards genügt. Weil die Vertreterinnen und Vertreter im Rat nicht mutig genug sind, selber Position zu beziehen – also das zu tun, wofür die unpolitisch interessierten Studierenden sie in ihr Amt gewählt haben. ♦

Ein Film von Rune Denstad Langlo («Nord»)



Welcome to Norway!



AB 15. DEZEMBER IM KINO

ZÜRICH FILM FESTIVAL

FILM 80021

Kate BECKINSALE / Chloë SEVIGNY

LOVE & FRIENDSHIP

★★★★★ "Wahnsinnig komisch" The Telegraph
★★★★★ "Glamourös inszeniert" Telefama



Ein Film von Whit STILLMAN



AB 29. DEZEMBER IM KINO

FRENETIC FILMS

SAX DRUMS AND JAZZ'N' ROLL

MIT DEM MOODS U26-JAHRESABO FÜR 250 FRANKEN AN 450 KONZERTE UND PARTYS.
www.moods.ch/abos



Öffentlicher Polit-Wettbewerb

- 1. Preis Fr. 5'000.-
- 2. Preis Fr. 3'000.-
- 3. Preis Fr. 2'000.-
- Team-Preis: Fr. 4'000.-

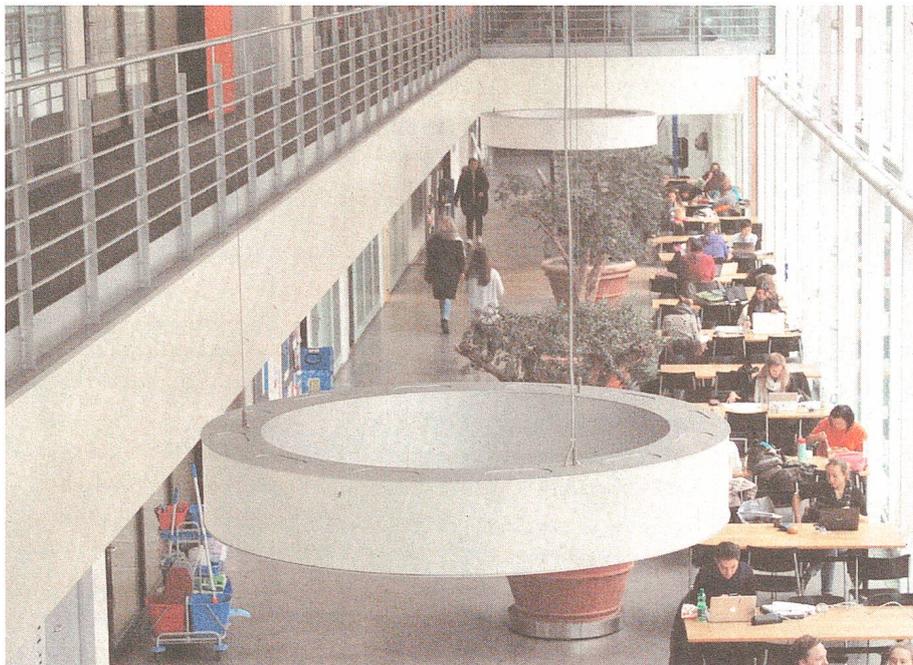
Wettbewerbsfrage:
Wie, wodurch kann
www.wir-papageien.ch
bekannt gemacht werden?

50 subversive Essays, Samisdat: Die Propaganda der USA will unsere Urteils- und Handlungskraft manipulieren, seit 100 Jahren schon - oder: Die Vision des Sozialismus hat eine zweite, eine faire Chance der Umsetzung verdient.

Sende deine Antwort, deine Vorschläge als PDF-A4 bis 31. Dezember 2016 an mediation.rudorf@bluewin.ch

Eine Jury aus dem Autor sowie aus Mitgliedern der Juso, der Jungen Grünen, des Jung-Freisinn, der jungen SVP und der GSöA wird sie prüfen und im Januar 2017 öffentlich die Preise verleihen.

Viel Ernst! und viel Spass !!



Bonsai-Büro-Feeling an der Affolternstrasse.

Wir Studis vom Bahnhof Oerlikon

Für viele Studierende findet der Uni-
alltag hinter dem
Hügel statt. Ein
Spaziergang.

Frederik von Gerlach (Text)
und Karina Gander (Bild)

«Du studierst in Oerlikon?», werde ich manchmal gefragt. Oft in einem fast schon entsetzten Tonfall. «Ja, aber Oerlikon ist eigentlich gar nicht so schlimm», antworte ich dann. Doch jedes Mal muss ich überlegen, wie ich diese Aussage begründen soll. Ich möchte ja schliesslich mein Studentendasein so prickelnd wie möglich darstellen.

Inzwischen studieren immer mehr Leute in dieser postindustriellen Gegend, wo die Universität Zürich mehrere Gebäude gemietet hat: in der Affoltern-, in der Andreas- und in der Binzmühlestrasse. Alle Gebäude haben eines gemeinsam: Sie sehen aus wie Bürohäuser. Nostalgische Gemüter, die ihren Gedanken gerne in altherwürdigen Räumlichkeiten freien Lauf lassen, müssen sich vielleicht erst einmal an das neue Ambiente gewöhnen. Viel Glas, noch mehr Beton. Bei einem Spaziergang durch Oerlikon stelle ich trotzdem fest, dass das hiesige Studileben Potenzial hat.

Büro oder Uni?

Ich gehe vom Bahnhof Oerlikon den Gleisen entlang, an einigen Bauarbeitern und ABB-Angestellten vorbei, bis zur Affolternstrasse 56. Wie eigentlich jedes Gebäude in Oerlikon sieht auch dieses nach Büroalltag aus. Auf den ersten Blick zweifelt man ernsthaft daran, dass es sich um einen Standort der Universität handelt.

Tatsächlich aber treiben sich hier neben dem Bahnhof auch einige Studierende herum. Es sind angehende Politikwissenschaftlerinnen und Filmwissenschaftler sowie Studierende der Betriebswirtschaft, der Sozialanthropologie und der Populären Kulturen.

Durch eine automatische Glasschiebetür betrete ich das Gebäude. Vor mir ein langer, äusserst schmaler, jedoch überhoher Raum, der mit vielen Tischen ausgestattet ist. Einige grübeln vor ihren Laptops. Zwischen den Tischen befinden sich riesige Töpfe, darin wachsen tatsächlich kleine Olivenbäume. Eine der Studierenden blickt kurz zu mir auf und begrüsst mich mit einem Lächeln. An den grösseren Standorten am Irchel oder im Zentrum haben solche Gesten Seltenheitswert. «Ich bin sehr gerne in Oerlikon. Für mich ist dieses Gebäude nicht nur ein guter Ort um zu lernen sondern auch, um Freunde zu treffen», meint die Wirtschaftsstudentin Sophie.

Auch mir fällt es hier leichter, neue Kontakte zu knüpfen. Der direkte Austausch mit Dozierenden und anderen Mitarbeitenden der Oerliker Institute ist ebenfalls unkomplizierter als im Hauptgebäude. Bei einem Anliegen kann ich einfach in deren Büros reinmarschieren.

So komme ich auch mit Petra Holtrup, der Geschäftsführerin des Instituts für Politikwissenschaft, ins Gespräch: «Wir sind sehr glücklich über den neuen Standort in Oerlikon, da sich das Institut nun nicht mehr auf so viele verschiedene Gebäude verteilt. So entsteht ein ganz neues Campus-Feeling.» Ich kann ihr da nur beipflichten. Sowohl am Irchel als auch im Zentrum tummeln sich so viele Leute, dass man schneller das Gefühl bekommt, in der Masse unterzugehen.

Eher ein Einkaufszentrum

Unter den Bahngleisen hindurch gehe ich weiter an die Andreastrasse 15. Ein ebenfalls recht neues Gebäude, das durch seine Höhe imponiert. Ich betrete die riesige Halle, um die sich Büros und Unterrichtsräume anordnen und die auf jedem Stockwerk von gläsernen Brücken durchschnitten wird. Ein Blick nach oben – und ich wähne mich eher in einem Einkaufszentrum. Aber hier wird nicht eingekauft, hier denkt man nach: Unter anderem sind hier die Institute der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, der Soziologie

und der Informatik beheimatet. Die Universität Zürich teilt sich das Gebäude ausserdem mit der HSO-Wirtschaftsschule. Viele hier behaupten, man könne sofort erkennen, wer zur HSO und wer zur Uni gehört: an der Sprache und am Style. Mein Eindruck ist, dass trotzdem alle sehr gut miteinander auskommen; wenn sie zum Beispiel alle gemeinsam ihre Rauchpause vor dem Gebäude verbringen.

Vorbei an der scheinbar ewigen Baustelle neben dem Haus, mache ich mich auf zum Standort an der Binzmühlestrasse 14. Auch an diesem Standort sind die Hörsäle, wie überall in Oerlikon, nicht riesig. «Ich begegne den Dozierenden hier von Angesicht zu Angesicht. Das erzeugt für mich ein interaktiveres Vorlesungserlebnis», meint der Politikwissenschaftsstudent Oliver.

Wenig Rückzugsorte

Die Lernbedingungen in Oerlikon sind also wirklich nahe am Optimum. Doch wie sieht es aus, wenn die Vorlesung zu Ende ist?

Ich habe noch selten den Reiz verspürt, nach der Uni etwas mit anderen Studierenden zu unternehmen. In der Regel geht es schnurstracks nach Hause. Das hat weniger mit meinen Kommilitoninnen und Kommilitonen zu tun als vielmehr mit den Möglichkeiten, die Oerlikon zu bieten hat. In den Uni-Gebäuden kann man nur in den zwei Mensen mehr oder weniger gemütlich einen Kaffee trinken. Ansonsten gibt es in Oerlikon wenig Rückzugs- oder Erholungsorte. Wo kann man hier abhängen? «Beim MFO-Park», findet Astrid, Politologiestudentin. Also mache ich mich auf den Weg dorthin.

Der Park befindet sich hinter dem Uni-Gebäude an der Affolternstrasse auf dem Gelände der ehemaligen Maschinenfabrik Oerlikon. Er besteht aus einem riesigen Metallgerüst, an dem Tausende von Pflanzen emporklettern. Modern eben. Über Treppen kann ich zu Balkonen in verschiedenen Höhenlagen gelangen. Von ganz oben lasse ich meinen Blick über Zürich Nord schweifen. Eigentlich

ganz nett. Trotzdem bin ich der einzige Student hier. Vielleicht hängt das mit den etwas frischeren Herbsttemperaturen zusammen. Mir fallen jedoch keine wärmeren Orte ein, denen ich jetzt gerne einen Besuch abstatten würde. Das Restaurant- und Barangebot in Oerlikon ist sowieso eher auf Berufstätige abgestimmt: vom Ambiente und von den Preisen her. Vielleicht eine Marktlücke? Das Gewerbe in Oerlikon hätte mit Sicherheit das Potenzial, das Leben für Studierende attraktiver zu gestalten.

Dass sich hier Universitätsstandorte befinden, scheint vielen noch nicht bewusst zu sein. Bisher waren es eher die vielen Baustellen als die tausend Studis, die die Stimmung rund um die Gleise in Oerlikon prägten. Vielleicht ändert sich dies ja ab Dezember, wenn der neue Bahnhof endlich eröffnet wird. ♦

Eingebildet

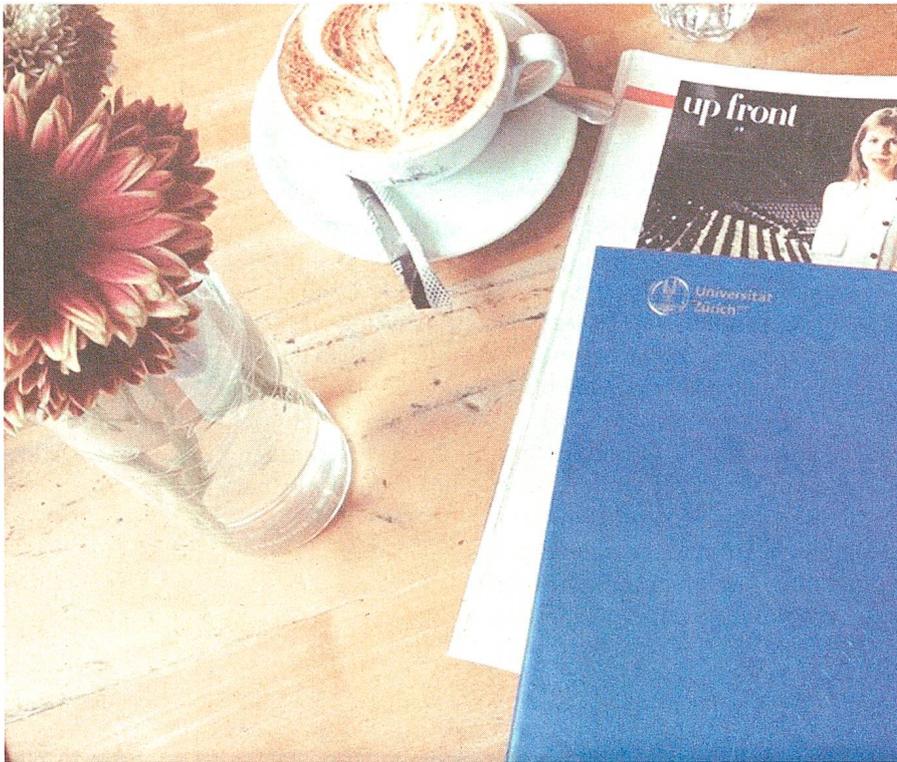
Wilhelm Tells berühmte Armbrust



KS
16



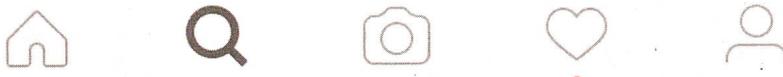
bologna_babe



♥ lifestyle_entrepreneurs, zs_redaktion

bologna_babe vogue and soylatte to celebrate my graduation 🌸 so grateful 🌸

#workforit #blessed #success



Das Bologna Babe (22) ist produktiv, trainiert und schön. Sie hat alle ihr aufgetragenen Arbeiten eigenständig und zur Zufriedenheit der Redaktion erfüllt. Wir wünschen dem Bologna Babe viel Erfolg für ihren weiteren Werdegang.



Zürcher Studierendenzzeitung
94. Jahrgang
Ausgabe # 6/16
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
redaktion@medienverein.ch

Inserate
Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich, Campusbüro, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
044 634 25 59
info@campusbuero.ch

Inserateschluss # 1/17: 10.02.2017

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
31'197 (WEMF 2015), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS - Zürcher Studierendenzzeitung - erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie an einen Teil der ETH-Studierenden verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 1/17: 17.02.2016

Redaktion
Oliver Camenzind [cam], Laura Cassani [lac], Severin Frohofer [sef], Reto Heimann [her], Nina Kunz [nik], Michael Kuratli [mik], Juliana Maric [jum], Basil Noser [ban], Dominique Zeier [zed]

Fotoredaktion
Karina Gander [gan]

Mitarbeit
Nina Cassal [nic], Nadja Fitz [fiz], Adelina Gashi [aga], Jana Schibli [jas], Jonathan Progin [pro], Frederik von Gerlach [vog]

Bilder und Illustrationen
Nina Cassal, Ana Hofmann, Karina Gander, Michael Kuratli, Simon Leuthold, Marco Rosasco, Kevin Solioz

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong # 6/16
Hertz - Willy Ritschard





Camenzind

Frontantrieb

Gelebte Solidarität — Wegen zu viel Laub auf dem Gleis schaffte das Tram Nummer 9 letz- tens kaum die Steigung beim Haldenbach. Und weil Trams scheinbar nur Frontantrieb haben, musste die Chauffeuse eine Durchsage machen, in der sie alle Passagiere bat, in den vorderen Teil des Gefährts zu stehen. Und als alles im Gänsemarsch nach vorn gekommen war, und es tatsächlich wieder weiterging, rief die Chauffeuse aus: «Danke. Ihr seid mega!» Und ich fand es auch: ein schöner Gemein- schaftsmoment.



Cassani

Fuck you!

Fazit — Zum Abschied würde ich hier ja gerne etwas Lustiges und Erfreuliches schreiben. Oder zumindest von meinem ganz privaten Glück schwärmen. Doch es gibt nichts zu beschöni- gen: Dieses Jahr war scheisse! Der syrische Bür- gerkrieg, tausende Tote im Mittelmeer, über- all Unterdrückung, Sexismus und Rassismus, nicht erst seit Trump. Wenigstens hat es die sa- tirische Wochenshow «Last Week Tonight» wie so oft auf den Punkt gebracht: Fuck you 2016!
[youtube.com – fuck you 2016](https://www.youtube.com/watch?v=...)



Heimann

Fadengewirr

Buch — Die Einwohnerinnen und Einwohner der Stadt Ersilia haben eine seltsame Ange- wohnheit: Sie spannen zu allen Häusern, mit deren Bewohnenden sie in Verbindung stehen, einen Faden, den diese dann ihrerseits zum nächsten Haus weiterspinnen. Ist das Netz zu dicht und sind die Strassen unpassierbar geworden, verlassen sie ihre Stadt und bauen sie ausserhalb der Stadtmauern wieder auf. Zu- rück lassen sie nur das Fadengewirr. Ersilia: Eines von über fünfzig fiktiven Stadtporträts in Italo Calvinos «Die unsichtbaren Städte».



Zeier

Passives Wissen

Latein — Ich erinnere mich noch an die ers- ten Sätze, die ich im Latein gelernt habe. Hic Forum est. Populus properat. Marcus stat et circumspemat. Und damit endet bereits meine Erinnerung an die fünf Jahre Lateinunterricht. Damals glaubte ich noch, was mir eingebläut worden war: «Kind, lern Latein, dann kannst du später einmal studieren, was du willst!» Nun sehe ich, wie dieses Prerequisite zusehends abge- schafft wird. Ich bereue das Voci-Pauken aber nicht. Denn Wissen – wie passiv es auch sein mag – muss nicht immer einen Zweck haben.



Kuratli

Wut untermauern

Erkenntnis — Im Staatsarchiv habe ich ein Flugblatt aus dem Jahr 1968 entdeckt. Unter- zeichnet unter anderem von einem gewissen Christoph Blocher. Es richtete sich gegen den «Zürcher Studenten», unser Vorgänger- blatt. Die Herren Juristen von rechts wehrten sich gegen die zu linke Berichterstattung. Später schafften dieselben Kreise auf dem Gerichtsweg die Studierendenvertretung ab. Mit fatalen Folgen für unsere Zeitung. Es tut gut, der Wut gegen gewisse Arschlöcher ei- ne persönliche Note beifügen zu können.



Frohofer

Letzte Worte

Arrivederci — Worüber ich noch senfen wollte: dass man Kleidungsstücke auch mehr als ei- nen Tag tragen kann; dass das Verwenden tran- sitiver Verben in intransitiver Form sehr viel über die jeweils Sprechenden aussagt («sich hart gönnen»); dass «Ladies» das sexistischste Wort überhaupt ist; dass Langeweile das schönste Gefühl auf Erden ist; etc. etc. Dafür reichen meine maximal verfügbare Anzahl Zei- chen und meine Zeit als Redaktor nicht mehr. Beide waren sie viel zu knapp bemessen.



Noser

Zukunft

Prophezeiung — Sitzt man auf der Dachterras- se des Unispitals, zählt man 48 Kräne. Da tut sich was, meint man und fühlt sich gut, selber nichts zu tun. Ausser seinen Blick über die Stadt schweifen zu lassen. Bis er am grössten Kran vorbeischieft. Prominent steht darauf, wie er heisst. Er heisst 6015 CLEAR. Dann denkt man nach. So bald tut sich wohl doch nichts, denkt man.

[USZ Hauptgebäude, Geschoss K](#)



Marić

Daily Dimples

Late Night — Trevor Noah ist lustig, intelligent und macht seinen Job verdammt gut. Vor gut einem Jahr hat der Südafrikaner den legendä- ren Jon Stewart als Moderator der Daily Show abgelöst. Der Anfang war holprig, doch inzwi- schen hat er sich bei mir als Late-Night-Lieb- ling etabliert. Sein internationaler und junger Blickwinkel auf die Nachrichten macht ihn einzigartig. Wenn du dich kaputt lachen und gleichzeitig informiert fühlen willst, stream ihn!
www.comedycentral.tv



Kunz

Zum Schluss noch dies

Longchamp-Täschli — Am 8. Mai 2012 wurde mein erster Text in der ZS veröffentlicht. Es ging um den Protest gegen die IWF-Chefin Christine Lagarde, die an der Uni einen Vor- trag halten sollte. Heute – gut viereinhalb Jahre später – schreibe ich meinen letzten Senf und schaue auf eine unheimliche Zeit zurück: Mör- geli-Affäre, Bologna-Reform, UBS-Lehrstuhl ... Und dennoch scheint es, als interessierten sich die Studierenden mehr für Longchamp-Täschli als für die Lektüre kritischer Artikel. Falls euch das auch traurig macht, geht zur ZS!

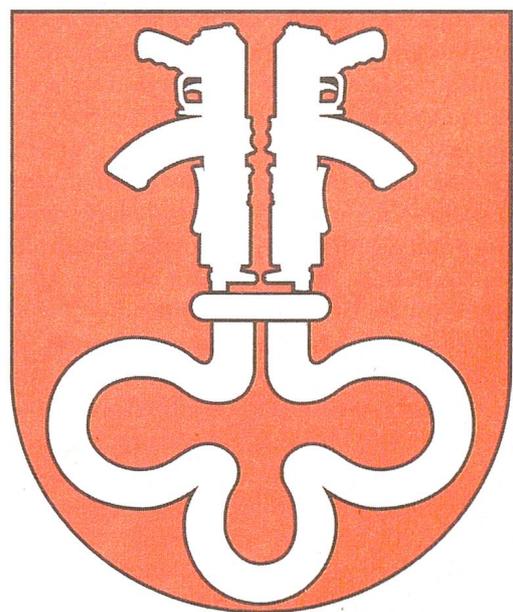
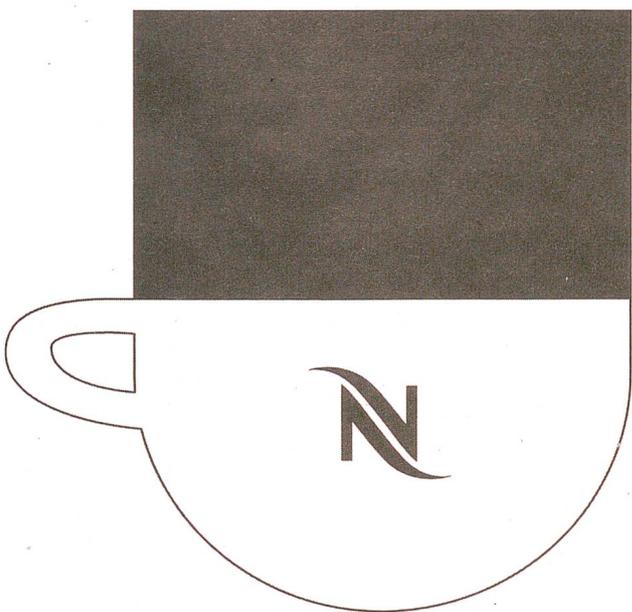
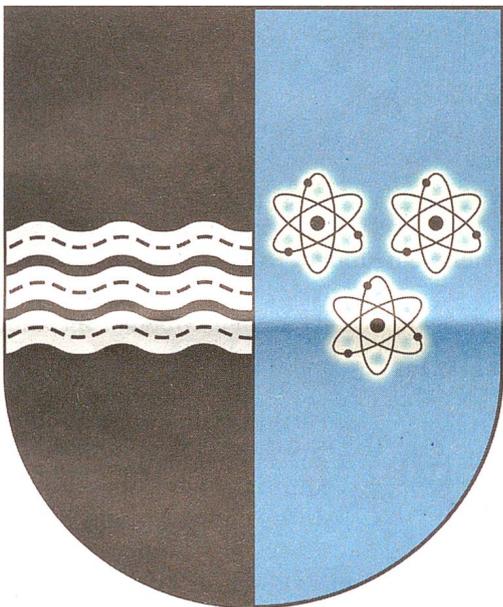
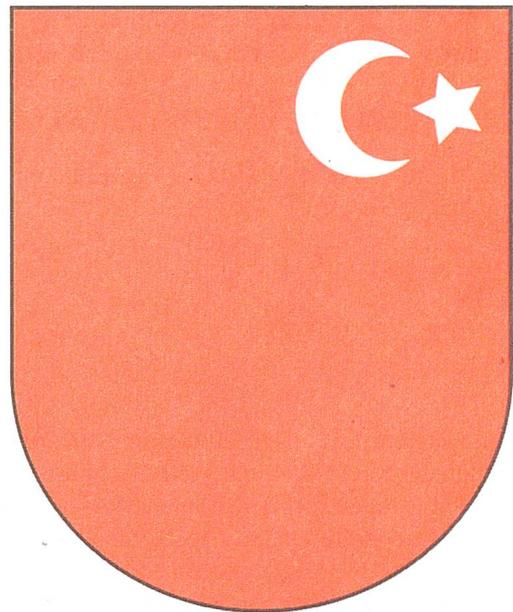
Unheimlich stolz

Ich liebe die Schweiz! — Das würden wir nie sagen. Ein Schweizerkreuz-Shirt – würden wir nie tragen. Mit der urchigen Heidi-Nostalgie, der gewalttätigen Tell-Saga und der schönfärberischen Idee, dass die Schweiz ohne «fremde» Hilfe stark und reich geworden sei, können wir nichts anfangen. Patriotismus hat einen schalen Beigeschmack. Und das nicht erst, seit Trump und seine nationalistisch-rassistische Männergarde in den USA Angst und Schrecken verbreiten.

Aber, Moment – wir finden die Schweiz ja schon ziemlich toll. Mit ihrer direkten Demokratie zum Beispiel; weil wir mitbestimmen wollen, was in diesem Staat passiert. Wir lieben es auch, Swiss made zu kaufen. Weil uns nur das rot-weiße Fähnchen garantiert, dass die Arbeitsbedingungen menschlich und die ökologischen Standards hoch sind. Und wie oft schwelgten wir nicht schon in Lokalpatriotismus, waren etwa stolz darauf, «echte» Züri-Chinde zu sein.

Vielleicht sollten wir uns wieder Patriotinnen nennen. Vielleicht sollten wir dem Schimpfwort neue Bedeutung verleihen, indem wir uns – als Patrioten – einsetzen für eine offene, vielfältige, gerechte Schweiz. Sicher aber sollten wir die Definition, was Patriotismus ist, nicht den Nationalistinnen und Nationalisten überlassen. Und damit «unser» Land in die Pflicht nehmen.

Laura Cassani (Text) und Michael Kuratli (Heraldik)



Knallkörper Patriotismus

Viel Lärm um Nichts: Wieso Feuerwerk einen Nationalfeiertag überhaupt erst ermöglicht.

Reto Heimann

Ein Zischen, ein Sausen, ein Knallen. Ein kurzes Erhellten des Nachthimmels, grelle Farbfunken, die in alle Richtungen sprühen, um nach wenigen Metern einsam zu verglühen. So schnell die Feuerwerksrakete in den Himmel gestiegen ist, so schnell ist ihr Licht auch wieder verblasst. Unten am Boden, sei es nun eine abgelegene Dorfwiese oder der eigene Garten, stehen sie, schauen gen oben, und hin und wieder entfährt ihnen ein enzündetes «Ooh». Dann zünden sie die nächste Rakete oder den nächsten Vulkan.

So oder ähnlich begehen viele Schweizerinnen und Schweizer ihren Nationalfeiertag: mit Feuerwerk. Es ist vom 1. August genauso wenig wegzudenken wie die Ansprache des Bundespräsidenten oder der Bundespräsidentin. Patriotismus ist Feuerwerk. Wieso eigentlich?

Bäuerliche Höhenfeuer

Dem 1. August wird immer der Makel anhaften, sich auf kein exaktes historisches Ereignis zu beziehen. Der Gründungsbrief, um den sich der bekannte Nationalmythos vom Rütlichschwur rankt, datiert bloss von Anfang

August. Damit nicht genug: Der Schweizer Nationalfeiertag hat nicht nur keine präzise historische Veranstaltung, er hat überdies auch keine Tradition.

Das erste Mal gefeiert wurde er erst 1891, exakt 600 Jahre nach der angeblichen Gründung der alten Eidgenossenschaft. Gesetzlicher Feiertag wurde er gar erst 1993 auf ein Volksbegehren der Schweizer Demokraten hin. Der 1. August genügt noch nicht, um einen nationalen Zusammenhalt zu schaffen oder den eigenen Nationalmythos glaubwürdig zu erklären. Der 1. August schafft es nur schlecht, ein patriotisches Gefühl zu vermitteln.

Zum Glück gibt es Feuerwerk: Es festigt das patriotische Gefühl und verleiht ihm einen festlichen Charakter. Feste sind laut, Feuerwerk ist es auch. Und Lärm lenkt ab. Lenkt ab davon, wie konstruiert der 1. August als Nationalfeiertag ist. Heute ist dafür vor allem pyrotechnisches Feuerwerk wie Raketen oder Vulkane verantwortlich. Früher waren es die Höhenfeuer, die in der Schweiz zur bergbäuerlichen Tradition gehören und schon seit Jahrhunderten auf Hügelkuppen und

Bergwiesen entzündet werden – und dies längst nicht nur zu patriotischen Festlichkeiten. Indem sie flugs zum patriotisch-freiheitlichen Symbol umgedeutet wurden, trugen sie viel dazu bei, den 1. August als Bundesfeiertag und patriotisches Fest populär zu machen. Bis heute werden am 1. August Höhenfeuer entzündet, obwohl sie heute neben industriell gefertigtem Feuerwerk nur noch eine untergeordnete Rolle spielen.

Immerhin sind sie heute noch Beweise dafür, wie undenkbar der schweizerische Nationalfeiertag ohne Feuerwerk ist. Nebenbei erweitern sie den Patriotismus um das Element der Freiheit. So dichtete die NZZ am 1. August 1891, also just am ersten offiziellen Nationalfeiertag überhaupt: «Bergeszinnen stehn entzündet / Hügel flammen nah und weit / Und die Freiheit steht da droben / Übersprüht vom Funkenduft».

weit / Und die Freiheit steht da droben / Übersprüht vom Funkenduft».

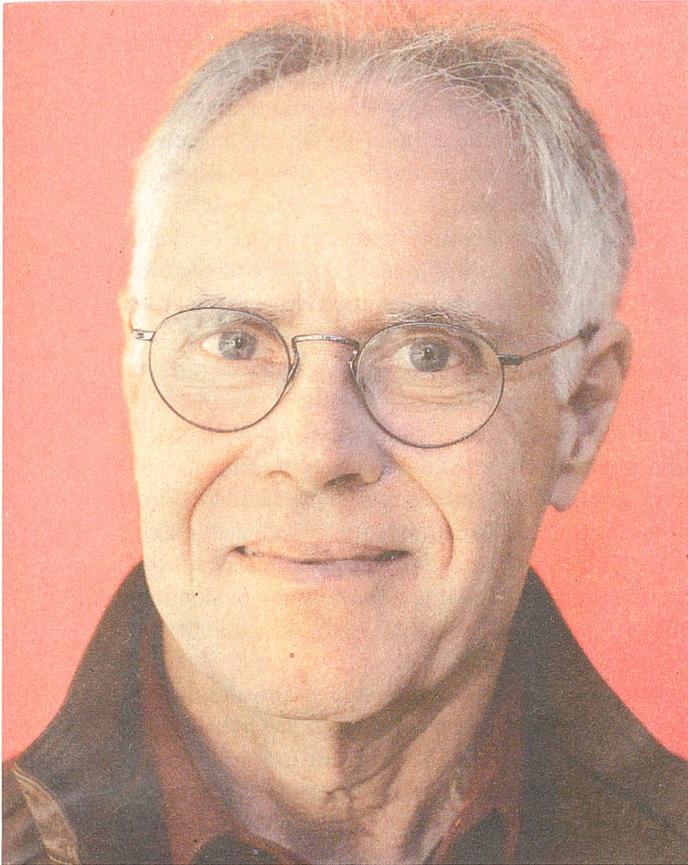
Der 1. August alleine vermittelt kein patriotisches Gefühl

Patriotischer Kommerz

Heute zeigt sich in der Verknüpfung von Patriotismus und Feuerwerk vor allem eines: der Kommerz. Feuerwerk als patriotisches Konsumgut ist längst zu einem regelrechten Industriezweig geworden, der jährlich Millionen umsetzt. Ganz ähnlich wie etwa im Falle von Fussballklubs, die mit ihrem Merchandising ganz direkt den Lokalpatriotismus der Fans bedienen, schlachten Feuerwerkshersteller den 1. August konsequent finanziell aus. Einer der schweizweit grössten Hersteller, die Bugano AG, teilt auf Anfrage mit, dass zwei Drittel des Gesamtumsatzes mit dem 1. August gemacht würden. Patriotismus ist zur kapitalistischen Idee geworden, die sich mittels Feuerwerk ausgezeichnet bewirtschaften lässt.

erwerk als patriotisches Konsumgut ist längst zu einem regelrechten Industriezweig geworden, der jährlich Millionen umsetzt. Ganz ähnlich wie etwa im Falle von Fussballklubs, die mit ihrem Merchandising ganz direkt den Lokalpatriotismus der Fans bedienen, schlachten Feuerwerkshersteller den 1. August konsequent finanziell aus. Einer der schweizweit grössten Hersteller, die Bugano AG, teilt auf Anfrage mit, dass zwei Drittel des Gesamtumsatzes mit dem 1. August gemacht würden. Patriotismus ist zur kapitalistischen Idee geworden, die sich mittels Feuerwerk ausgezeichnet bewirtschaften lässt.

Patriotismus ist Feuerwerk. Nicht, weil Feuerwerk nur im Rahmen patriotischer Festlichkeiten auftauchen würde. Sondern weil Feuerwerk den 1. August als patriotisches Fest erst ermöglicht. Als Böller gewordenes Lichtspektakel schafft es einen patriotischen Zusammenhalt, der leicht darüber hinwegtäuscht, was Feuerwerk eben doch bleibt: Schall und Rauch. ♦



Das Rütli gehört allen

Alt Bundesrat Moritz Leuenberger erklärt, warum die Linken die Staatssymbole zurückerobern müssen.

Michael Kuratli (Interview)
und Ana Hofmann (Bilder)

Herr Leuenberger, sind Sie Patriot?

Nein, der Ausdruck «Patriot» ist in einer Art und Weise besetzt, die mir nicht zusagt. Patriotismus wird mit Abschottung, ja mit Isolation gleichgesetzt. Wenn darunter auch Solidarität und Öffnung verstanden werden kann, bin ich auch Patriot. Es geht also um den Inhalt des Begriffs. Als Bundespräsident erlebte ich das: Václav Havel war als tschechischer Präsident mein erster Staatsbesuch. Er hat das Rütli als Ort des Festaktes vorgeschlagen. Ich wäre ehrlich gesagt nie auf die Idee gekommen, ihn aufs Rütli einzuladen. Doch dann begriff ich, dass er Recht hatte. Das Rütli gehört auch der offenen Schweiz.

Ging es um eine symbolische Neubesetzung?

Ja, das Rütli symbolisiert die Wiege der Schweiz, wurde aber von Konservativen besetzt. Mit Havel sind dann alle alternativen Schriftsteller mitgekommen: Hohler, Bichsel, Beatrice von Matt; alle waren dort. Er und ich hielten eine Rede, eben dazu, was Patriotismus auch bedeuten kann, Offenheit und Solidarität mit schwachen Kontinenten. Meine Rede endete mit: «Danke, Václav Havel, dass Sie mir die Rückeroberung des Rütlis ermöglicht haben.»

Die Linken zerfleddern die Staatsmythen aber immer wieder und stellen ihnen eine historisch-kritische Version entgegen. Letztes Jahr mit Marignano zum Beispiel. Womit kann man sich denn als Linke noch identifizieren?

Wir können Mythen auf unsere Art und Weise neu interpretieren, das gehört zur Auseinandersetzung mit ihnen. Dasselbe macht ja eigentlich jeder Theaterregisseur mit einem Klassiker. Das läuft in der Kultur der Politik genau gleich.

Die Linke hat es doch aber verpasst, diese nationalen Symbole zu besetzen. Heute sind die meisten Ausprägungen von Patriotismus erkonservativ.

Ja, es ist ein ständiger Prozess, wer welche Begriffe für sich in Anspruch nehmen kann. Diese Klaviatur beherrschen die Konservativen besser als die Linken.

Wie wichtig sind Staatssymbole wie das Schweizerkreuz oder die Nationalhymne?

Sehr wichtig. Jede Staatsform hat ihre Rituale, die direkte Demokratie auch. Und das ist vor allem von intellektueller Seite oft zu wenig ernst genommen worden. Auch, welche Chancen in bewussten Neuinterpretationen liegen. Ich musste mich als Bundesrat mit all diesen Ritualen auseinandersetzen. Beim Neujahrsempfang der Botschafter in Bern habe ich zum Beispiel den Frackzwang abgeschafft. Das hatte eine politische Bedeutung und wurde ausführlich diskutiert.

Sie liessen zum Beispiel an Staatsempfängen Mozart anstelle des Militärmarsches spielen.

Das war der bescheidenste Fortschritt. Ich wollte ja noch viel mehr erreichen, zum Beispiel die militärischen Ehren überhaupt streichen, doch das ist mir nicht gelungen. Am Schluss blieb als einzige Änderung dieser Mozartmarsch, etwas gar wenig. Doch immerhin wurde auch das diskutiert und das, was ich sonst noch gewünscht hätte. Diese Rituale der direkten Demokratie, auch die «Schulreise» des Bundesrates zum Beispiel, sind Symbole, die für die eigene politische Überzeugung genutzt werden können.

Sie waren während der Jugendunruhen von 1968 an der Uni Zürich. Wie hat Sie diese Zeit geprägt?

Alle gesellschaftlichen Probleme wurden auf politische Ursachen zurückgeführt und man war der Meinung, man müsse sie auch politisch lösen. Diese Überzeugung teilten ganz verschiedene Kreise mit unterschiedlichsten Gesinnungen. Immerhin war damals der konservative Studenten-Ring mit Christoph Blocher auch aktiv. Man bezeichnet sie heute einfach nicht als 68er.

Sehen Sie Parallelen zwischen '68 und heute?

Nein, gar nicht. Wie gesagt: Die gemeinsame Klammer der 68er-Bewegung war die politische. Wer heute etwas verändern will, wird auf der individuell-moralischen Ebene aktiv. Ich treffe sehr viele Jugendliche, die ein Ein-Mann- oder Ein-Frau-Hilfswerk für Bauern in einem nepalesischen Dorf gründen und direkt dort helfen wollen. Oder Flüchtlinge bei sich zuhause aufnehmen oder gleich nach Griechenland gehen. Das hat natürlich auch eine politische Dimension, aber es ist nicht eine systemische Politik, sondern moralisch begründetes Handeln von Menschen zu Menschen. Ich finde dies überhaupt nicht schlechter als die Überzeugung der 68er.

1969 waren Sie im Kleinen Studentenrat der alten Studentenschaft der Uni Zürich (KStR), Ihr erstes politisches Amt, ebenfalls in der Exekutive. Wussten Sie schon da, dass Sie einmal Bundesrat werden wollen?

Sicher nicht. Zwar bin ich schon damals in die SP eingetreten. Das wurde von anderen Linken alserrat angeschaut. Sie engagierten sich in der POCH (Progressive Organisationen der Schweiz) oder in revolutionären Gruppen. Ich konnte aber nie an eine politische Revolution in der Schweiz glauben.

War Ihr Beitritt zur SP ein Karriere- oder ein Gesinnungsentscheid?

Wir haben das im grossen Kreis diskutiert. Viele kamen zum Schluss, dass wir gemeinsam in die SP eintreten, um sie zu reformieren. Sie hatte immerhin eine nationale Infrastruktur, die wir nutzen, und sehr viele Mitglieder, die wir überzeugen wollten.

Wir sind bewusst in die konservativsten Sektionen der SP eingetreten, weil wir schon fast einen missionarischen Eifer hatten. Das heisst, wir haben an einen Dialog geglaubt, und dieser hat sich effektiv eingestellt. Aber in der SP sind wir Uni-Studenten auf Leute getroffen, die im Generalstreik oder jahrelang arbeitslos waren, weil sie Flugblätter verteilt hatten. Wir lernten eine Realität kennen, die wir vorher in einer gewissen Überheblichkeit gar nie wahrgenommen hatten. Und so wurden auch wir verändert.

Haben Sie das Gefühl, dass 1968 Sie radikalisiert hat? Höchstens in dem Sinn, dass ich die Wurzeln des Liberalismus suchte, den ich nicht nur als Wirtschaftsliberalismus verstand. Radikale Mittel ausserhalb der Rechtsordnung waren mir für ein Land mit einer direkten Demokratie immer fremd. Ich war, glaube ich, nie an einer illegalen Demonstration. Schon gar nicht an einer Besetzung oder einem gewaltsamen Sit-in.

Später haben Sie ein solidarisches Anwaltsbüro an der Langstrasse gehabt. Es soll den Spruch gegeben haben: «Hesch Lämpe mit de Schmier, gasch ad Langstrass 4.» Ihr Büro. Wie denken Sie heute an diese Zeit zurück?

Das war meine persönliche Kreation. Ich musste am Anfang ja Klienten gewinnen und Reklame machen. Ich hatte damals, mit 26, Familie und musste auch Geld verdienen. Ich habe breite Unterstützung erfahren, weil meine Anwaltstätigkeit politisch motiviert war und ich vor allem politische Prozesse führte. Die Abwarte des Gerichtsgebäudes haben mir beispielsweise aus dem Keller am Sonntagmorgen alte Büromöbel gebracht.

Was hatten Sie damals für einen Blick auf den Staat? Als Verteidiger setzt man sich einzig und allein für den eigenen Klienten ein. Auf der anderen Seite gibt es die Polizei, die Staatsanwälte und Richter. Dass der Anwalt da voll für den Klienten da ist und sich gegen die staatlichen Vertreter stellt, ist seine Aufgabe und erklärt sich von selbst. Aber der Staat als solcher war deshalb nicht mein Feind.

Nach Ihrer Zeit als Verteidiger haben Sie den Seitenwechsel vollzogen und gingen in die nationale Politik.

Ich empfinde das nicht als Seitenwechsel. Ich wollte unser Land verändern. Ein Parlamentsmandat bietet eine einflussreiche Position dazu. Der eigentliche Wechsel kam dann erst, als ich in die Regierung gegangen bin.

Mussten Sie sich in der nationalen Politik von gewissen Idealen verabschieden?

Eigentlich nicht. Meine bekannteste und wichtigste Aufgabe als Nationalrat war damals das Präsidium

der Parlamentarischen Untersuchungskommission zur Fichenaffäre. Und diese war ja immerhin ein wichtiger Schritt gegen den schnüffelnden Repressionsstaat. Das war eine Arbeit durch und durch im Sinne der Ideale aus der Studienzeit. Da wurde etwas entlarvt und dann auch einiges verändert.

Dennoch habe ich mich im Nationalrat gewandelt: Ich fragte mich mit der Zeit, ob es nicht zu billig sei, stets nur die Verantwortlichen zu kritisieren. Ich kam mit der Zeit zum Schluss, auch selber Verantwortung in einer Regierung wahrnehmen zu wollen. Deswegen kandidierte ich dann für den Zürcher Regierungsrat.

Wenige Jahre später war es so weit: 1995 wurden Sie Bundesrat. Wie kann man höchster Repräsentant eines Landes sein, das einen selbst bespitzelt hat?

Das ist für mich überhaupt keine Frage. Václav Havel, dessen literarische Arbeiten ich übrigens auch sehr schätze, sass im Gefängnis und wurde danach Staatspräsident. Der estnische Schriftsteller Lennart Meri ebenso. Natürlich war deren Situation nicht mit meiner in der Schweiz vergleichbar.

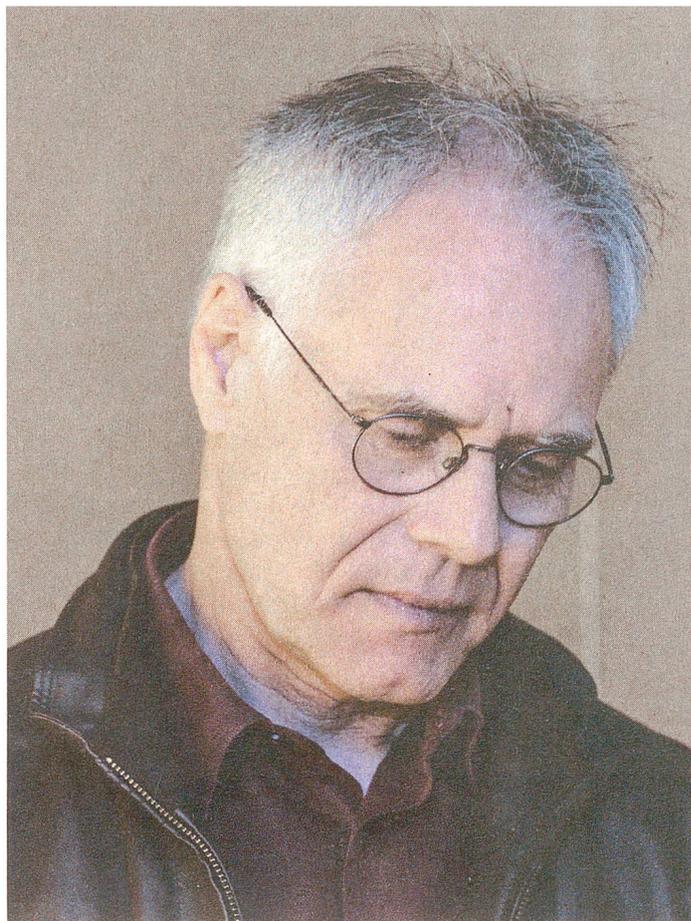
Dennoch, ein Umdenken war das doch trotzdem?

Ich würde sagen, das grössere Umdenken geschah vorher, im Zürcher Regierungsrat als Justizdirektor. Ein Häftling hat damals im Urlaub eine Pfadfinderin umgebracht (Mordfall Zollikerberg, Anm. d. Red.). Da merkte ich: Ich bin jetzt nicht mehr der Anwalt eines Mandanten, der mir zufällig anvertraut wird. Ich bin jetzt der Anwalt von allen, von einer unbestimmten Anzahl möglicher Opfer. Meine Aufgabe ist es, Sicherheit zu organisieren, damit es keine Opfer gibt.

Ich habe damals zum Beispiel kurzfristig eine Urlaubssperre für sämtliche gewalttätigen Häftlinge erlassen. Das war übrigens gesetzlich gar nicht in Ordnung. Aber das anwaltschaftliche Denken, dass man eine Aufgabe, einen Auftrag hat, sich für die Interessen Anderer einzusetzen, ist mir geblieben – auch als Regierungs- und Bundesrat. Aber die Klienten waren nicht mehr konkrete Individuen, sondern viele Menschen, die ich gar nicht persönlich kennen konnte. Das Mandat war nicht mehr eindimensional, sondern komplex und vielfältig.

Als Bundespräsident standen Sie dann symbolisch für die Schweiz. Wie fühlte sich das an?

Ich wurde ja als Städter in den Bundesrat gewählt, als Vertreter der urbanen Kultur. Ich war immer mit einer grossen Portion Selbstironie unterwegs. Und dann kam die Wahl zum Bundespräsidenten. Da besuchte ich Hornusser- und Schwingfeste. Das sind Anlässe, über die ich vorher vielleicht etwas gelächelt habe. Und dann treffe ich Leute, die an das glauben, was sie sagen: Die leisten Freiwilligenarbeit, die machen Vereinsarbeit. Das sind etwa Blasmusikvereine,



über die ich davor vielleicht einen Spruch gemacht hätte. Aber als ich sah, was die für eine integrative Wirkung haben, gerade auch auf Zugezogene: Chapeau! So, wie ich als Student die alten Genossen kennengelernt hatte, habe ich als Bundespräsident plötzlich neue Leute getroffen und alle Achtung vor ihnen gewonnen. Das war tatsächlich ein Wechsel, aber ein wunderschöner. ♦

Zur Person

Moritz Leuenberger (70) wuchs in Biel und Basel auf und studierte Jus in Zürich. 1969 war er Mitglied im Kleinen Studierendenrat der UZH, der damaligen Exekutive der Studierendenvertretung. Im gleichen Jahr trat er der SP bei. Ab 1972 führte er ein eigenes Anwaltsbüro an der Langstrasse. Er war Präsident der Stadtzürcher SP und politisierte über zehn Jahre lang im Gemeinderat. Danach war er National- und Regierungsrat des Kantons Zürich, bis er 1995 in den Bundesrat gewählt wurde. Nach seinem Rücktritt fünfzehn Jahre später nahm er verschiedene Verwaltungsmandate wahr, unter anderem bei Implenia – sehr zum Unmut seiner Partei. Seit 2015 lädt im Zürcher Bernhard Theater Prominenz zum Gespräch.

Gefährliche Liebe zum Lokalen

Fussball- und Hockeyclubs zelebrieren ihre Verbundenheit mit ihrer jeweiligen Stadt. Doch aus Lokalpatriotismus wird schnell Ausgrenzung und Hass.

Oliver Camenzind (Text) und Reto Heimann (Bild)

Fahnen wehen im Wind, Frauen und Männer tragen Wappen auf den Kleidern. Die Masse hält die Hand aufs Herz, und manche schliessen die Augen, bevor eine Hymne angestimmt wird, die dann, Strophe für Strophe, aus voller Kehle gesungen wird. Nach den letzten Tönen bricht die Menge in Jubel aus, die Fahnen werden wild hin und her geschwungen, und wer keine Stange in Händen hält, applaudiert. Was die Beschreibung einer Nationalfeier sein könnte, spielt sich wöchentlich in allen grösseren Sportstadien ab, wenn die Fangruppen sich und ihre Mannschaft in Stimmung bringen.

Sportstätten sind Orte, die man spontan nicht mit Vaterlandsliebe in Verbindung bringt. Patriotismus, das ist gemeinhin der 1. August auf dem Rütli, das sind Schweizerfahnen an den Balkonen während der Fussballweltmeisterschaft, das ist der Stolz auf die direkte Demokratie an Abstimmungssonntagen. Die Schweizer Städte hingegen sind die linken Hochburgen des Landes. Hier leben Menschen unterschiedlichster Nationalitäten und kultureller Prägungen auf engem Raum miteinander, die hier bestehende Diversität ist für den städtischen Geist essentiell. Das scheint sich auf den ersten Blick mit althergebrachten Nationalsymbolen, Staatsmythen und Vaterlandsliebe schlecht zu vertragen. Doch das trifft nur bedingt zu.

Patriotismus im Kleinen

Lokalpatriotismus funktioniert in beträchtlich kleineren Massstäben als sein grosser Bruder. Zentral ist nicht die grosse Nation, sondern eher die Stadt oder sogar nur ein Quartier davon. Er ist aber den-

selben Abgrenzungsmechanismen unterworfen und bedient sich ähnlicher Zeichensysteme und vergleichbarer Rhetorik. Am augenfälligsten

Eine Hymne wird aus voller Kehle gesungen

zeigt dies ein Blick in die Fanggruppierungen verschiedener Sportclubs: Nicht umsonst ähneln Fan-Umzüge politischen Kundgebungen und nationa-

listischen Aufmärschen. Dominik*, ein über lange Jahre hinweg aktiver Eishockeyfan, erzählt: «Theoretisch hätte ich ebenso gut Fan von Kloten werden können. Aber als Stadtzürcher war für mich klar, dass der ZSC mein Verein ist.» Und diese Entscheidung hatte mit Eishockey relativ wenig zu tun: Fanszenen sind Subkulturen mit eigenen Symbolen, eigenem Jargon und einem besonderen Zusammenhalt, der über den jeweiligen Sport hinausgeht.

Dominik meint dazu: «Der ZSC spielt nicht unbedingt besser als zum Beispiel Zug. Aber er verkörpert etwas, mit dem ich mich identifiziere.» Und dieses Etwas ist sehr stark an die Stadt Zürich gekoppelt. Nicht zuletzt deswegen heisst es im Webauftritt des Eishockeyclubs ganz unbescheiden: «Mir sind Züri». Und Dominik hält fest, dass die Fans seines Clubs immer auch ihr ureigenes Zürich vertreten und bejubeln, wenn sie blau-weiße Fahnen schwingen, die in ihren Farben allesamt an das Stadtwappen angelehnt sind.

Irrationale Ausgrenzung

Woher diese Liebe zu Zürich kommt, kann Dominik allerdings nicht benennen. Er beschreibt überhaupt die Vorgänge in der Kurve als irrational: «Im Stadion habe ich für die Dauer eines Spiels tatsächlich das Gefühl, dass die Leute auf der anderen Seite unsere Beleidigungen verdienen.» Dabei ist ihm klar, dass «die Leute auf der anderen Seite» wegen der genau gleichen Leidenschaft zum Spiel gekommen sind wie er. Auch sie lieben den Sport, auch sie reisen ihrem Club nach und auch ihnen dürfte klar sein, dass es sinnlos ist, jemanden lautstark zu beschimpfen, weil er nicht aus derselben Stadt kommt. Eigentlich begreifen sich die Fangruppen, so Dominik, als «die grössten Jugendzentren» des Landes. Es seien nämlich in der Kurve alle willkommen, die Freude an Eishockey haben, unabhängig davon, woher sie kommen und wer sie sind.

Fan-Umzüge ähneln politischen Kundgebungen



Woher also dieser widersprüchliche und irrationale Lokalpatriotismus? Andreas*, seit seiner Jugend Saisonkartenbesitzer im St.-Jakob-Park des FC Basel, versucht diese Frage so zu beantworten: «Ich liebe diese Stadt. Hier bin ich aufgewachsen, hier arbeite ich und hier habe ich meine Freunde.» Der Fussballclub ist für ihn Sinnbild für die Stadt, und seine Liebe zum FCB ist in seinem Fall direkte Konsequenz aus der Verbundenheit zur Stadt. Er ist stolz, ein Basler zu sein, und der Fussball bietet ihm einen Rahmen, in dem er dies einmal pro Woche mit Gleichgesinnten kundtun und ausleben kann.

Unreflektiert und gefährlich

So reflektiert wie Andreas sehen das aber längst nicht alle. «Ich habe Freunde, die würden mit einem Zürcher kein Bier trinken gehen. Auch ausserhalb der Saison nicht. Für die sind die Feindschaften bei den Spielen real.» Nur so lässt es sich denn auch erklären, dass gerade Fussballspiele immer wieder mit gewalttätigen Konflikten enden. Besonders junge Fans, das bestätigt Dominik, könnten oft nicht mehr unterscheiden zwischen Alltag und dem, was im Stadion passiert. So wird das Fan-Sein auf einmal zur Weltanschauung und zum Lebensinhalt gewisser Menschen. «Dann werden manche Leute plötzlich radikal»,

konstatiert Dominik selbstkritisch. Starke Integration führt eben auch zu starker Abgrenzung.

Ausgrenzung

Lokaler und nationaler Patriotismus folgen also tatsächlich denselben Mechanismen, und die Fanbewegungen zeigen, wie diese funktionieren: Fanszenen bauen sich um den Sport herum auf, wo subkulturelle Codes ein starkes Gemeinschaftsgefühl erzeugen. Eine eingeschworene Gemeinschaft mit eigenen Hierarchiestrukturen entsteht. Dieses Gemeinschaftsgefühl lebt aber, obwohl die Gemeinschaft sich als offen begreift, vor allem von Abgrenzung nach aussen. Sobald eine Gruppierung allerdings aufhört, sich selbst zu reflektieren, findet Radikalisierung ihren besten Nährboden.

Lokalpatriotismus, wie er etwa in Fankurven gelebt wird, ist ebenso ausgrenzend wie Nationalismus und als solcher ein Überbleibsel einer archaischen Ordnung, die eine Gesellschaft in Integrierte und Ausgegrenzte spaltet. Und dem gilt es sich zu widersetzen. Bei aller Verbundenheit, ja Liebe zum eigenen Quartier oder zur eigenen Stadt: Wo Fahnen geschwungen werden und die Hand ans Herz geht, ist Vorsicht geboten. ♦

* Namen geändert

ALLES NACHHALTIG - ODER WAS?

Co-Event mit Der Verband für
nachhaltiges Wirtschaften **öbu**

ABS-Geldgespräch mit Michael Braungart

Professor an der Leuphana Universität Lüneburg,
Geschäftsführer EPEA, Verfahrenskemiker

In der Natur gibt es nur Nährstoff

Cradle to Cradle als Innovationsmotor für die Wirtschaft

Wann: Donnerstag, 9. Februar 2017, 18.15 bis 19.30 Uhr, anschliessend Diskussion und Apéro

Wo: im Volkshaus Zürich

Eintritt CHF 30.-. Die Platzzahl ist beschränkt.

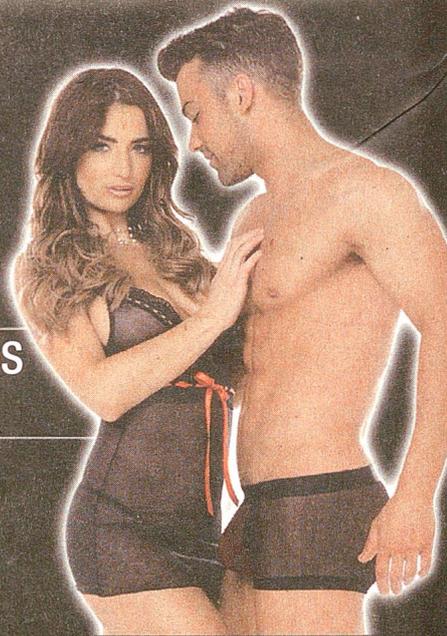
Information und Anmeldung auf www.oebu.ch/de/events/oebu-veranstaltungen

SONDERAKTION:
Für Studentinnen und Studenten
der Uni und ETH bietet die
Alternative Bank Schweiz eine
beschränkte Anzahl Gratis-
an. Anmeldung an:
marketing@abs.ch

magic X Erotic Megastore

Profitieren Sie jetzt!

LINGERIE UND DESSOUS
FÜR SIE & IHN



Erotik Lifestyle für SIE & IHN
Alle Filialen unter: www.magic-x.com

 ABSCHNEIDEN UND PROFITIEREN!

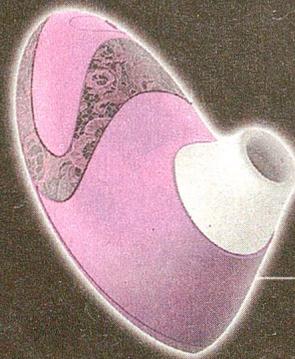
magic X Erotic Megastore

20% RABATT

Auf das ganze Sortiment nur bis 7. Januar 2017!

Bei Abgaben dieses Gutscheins erhalten Sie bei Ihrem nächsten Einkauf 20% Rabatt. Rabatte nicht kumulierbar. Nicht gültig auf Geschenkgutscheine, Sonderangebote oder Profit-Plus-Aktionen. Nur ein Gutschein pro Person. Bis max. Fr. 2'000.- Einkaufswert. Auch

DIE GRÖSSTE AUSWAHL
AN LOVE-TOYS



ALLES FÜR MEHR EROTIK



Die dunkle Seite des Netzes

Abseits unserer alltäglichen Webseiten findet man im Darknet einen Marktplatz für Illegales und Kurioses. Was kann man sich da kaufen?

Wolf Vollprecht



Alles, was das Junkie-Herz begehrt: Der Silk Road Market im Darknet.

Es ist Sonntag, 23:35, und das grünliche Flackern meines 23-Zoll-Röhrenmonitors strahlt mir ins Gesicht. Ich habe eine Mission: Mich im Darknet umzusehen und zu schauen, was es dort so an Studienrelevantem zu erwerben gibt. Mittlerweile betritt man das Darknet so einfach wie eine Coop-Filiale, um ein Gipfeli zu kaufen. Eine speziell ausgerüstete Variante von Firefox namens Tor-Browser macht es möglich.

Langsam – wie damals in den 90ern – baut sich die erste Seite auf. Das liegt daran, dass jeder Zugriff, statt direkt in den Server geleitet, erst über verschiedene Knotenpunkte auf der ganzen Welt verschlüsselt und übertragen wird. So ist kaum nachweisbar, von wo aus die Verbindung ursprünglich kam. Das hilft nicht nur mir, sondern – viel wichtiger – zum Beispiel iranischen Dissidentinnen oder chinesischen Bloggern, ihre wichtigen politischen Nachrichten im Internet

zu verbreiten, ohne sich vor Verfolgung fürchten zu müssen.

Ritalin und gefälschte Pässe

Innerhalb dieses verschlüsselten Netzes gibt es einige Internetseiten, auf die man «von aussen» nicht kommt. Sie sind im Verborgenen und bilden das anonyme Darknet, wo man mit der ebenfalls anonymen Währung Bitcoin zahlt. Im Gegensatz zum Darknet hat Bitcoin es schon in den Alltag geschafft – man kann mittlerweile bis zu 500 Franken an jedem SBB-Automaten umtauschen. Bitcoins sind heutzutage hoch im Kurs: Für 500 Franken bekommt man gerade mal noch 0.71 Bitcoins, Tendenz weiter sinkend.

Angekommen im Darknet mache ich mich auf die Suche nach der berühmtesten Silk Road, dem riesigen Marktplatz im Darknet. Dreimal wurde sie schon vom FBI vom Netz genommen (der notorischste Betreiber der ersten Version,

«Dread Pirate Roberts», sitzt jetzt lebenslänglich im Knast). Doch finden sich immer neue Betreibende; und mit etwas Suchen findet man auch die neue Domain der Silk Road. Die Seite selbst sieht aus wie eines dieser Hobby-Foren, auf die man manchmal beim Googeln von Skurilitäten stösst. Gleich zu Anfang kommunizieren die Machenden die Regeln der Silk Road 3.0: keine Waffen, keine Pornos mit Minderjährigen. Aber sonst so ziemlich alles.

Der Klassiker für Studierende: Ritalin. Man kann zwischen ein paar hundert verschiedenen Anbietenden auswählen, um sich das für gewöhnlich verschreibungspflichtige Medikament direkt nach Hause liefern zu lassen. Und sollte es selbst mit Ritalin nicht klappen, und man vergeigt das Studium, kann man sich für 2'900 Franken beispielsweise einen spanischen Reisepass ausstellen lassen, und die Identität für einen Neuanfang ist gemacht. Auch mittelmässig gut gefälschte 50-Euro-Scheine, mit denen man wohl bei schummrigem Licht durchkommt, sind leicht zu finden. Preis dafür: 20 Franken.

Absurde Blogs statt Auftragsmord

Das Darknet beherbergt weiter ein Sammelsurium von Foren und Blogs. Nebst harmloseren gibt es auch die libertär-revolutionären Blogs und jene mit wilden Verschwörungstheorien. Ob ich Studierenden empfehlen kann, ins Darknet einzusteigen? Auf jeden Fall lohnt es sich, mal einen Blick reinzuwerfen. Auch weil eine hochinteressante Technologie dahintersteckt. Und für den Fall, dass Präsident Trump die technischen Möglichkeiten der NSA noch weiter ausbauen sollte, müsste man sich vielleicht überlegen, in Zukunft nur noch im Darknet unterwegs zu sein. ♦

Ein Jahr in Büchern

Germanistik-Studierende erproben auf der Plattform «Schweizer Buchjahr» das feuilletonistische Handwerk. Für die ZS werfen sie fünf Schlaglichter auf den Bücherherbst 2016.



Schlechte Nachrichten

Gute Unterhaltungsliteratur macht süchtig. Obwohl oder gerade weil ihre Welten schablonenhaft sind. Entsprechend schnell vergisst man sie wieder. Im schlimmsten Fall aber wird man beim Lesen nicht einmal unterhalten – so wie im misslungenen Medienroman «Bad News» des Zürcher Journalisten Bruno Ziauddin.

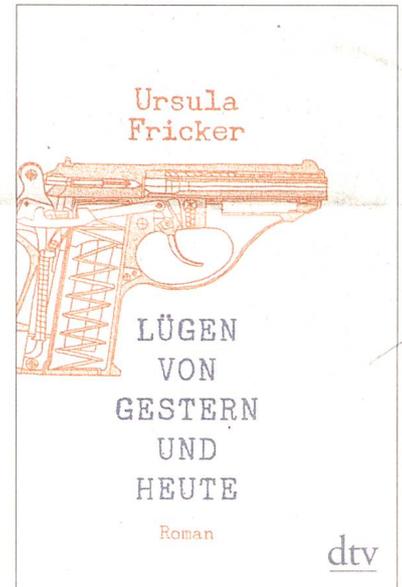
Die aktuellen Themen der medialen Stimmungsmache und des religiösen Fanatismus verdreht Ziauddin zur Parallelgeschichte eines

jungen Journalisten und eines halbstarren Bosniers. Während der Eine mit dem Rechtsruck seiner Wochenzeitung unter dem diabolischen neuen

Chefredaktor zu kämpfen hat, gerät der Andere in den Sog muslimischer Fundamentalisten. Beide Stränge finden zusammen, als der Chefredaktor zum Ziel eines Attentats wird. Das schlägt ebenso fehl wie

Ziauddins Roman, der ein politischer sein will und doch weder eine literarische Analyse noch eine satirische Durchdringung des Themas schafft. Von der attackierten «Weltwoche» ist der Roman sprachlich und kompositorisch damit leider nicht allzu weit entfernt. [Sebastian Ryser]

Bruno Ziauddin: Bad News, Nagel und Kimche 2016



Wahre Lügen

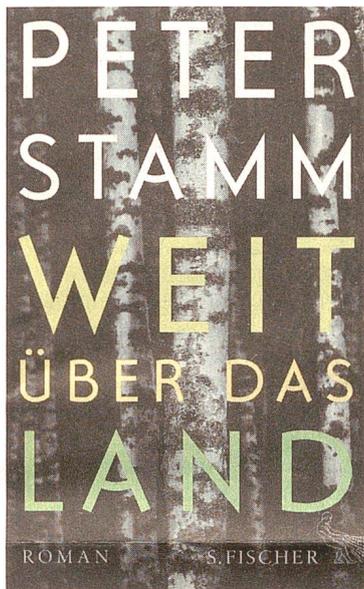
In ihrem Roman «Lügen von gestern und heute» verdichtet Ursula Fricker die aktuelle Flüchtlingsdebatte in drei Figuren: Isa sieht dank ihrem Einsatz für Flüchtlinge endlich einen Sinn in ihrer tristen Existenz. Im Vordergrund stehen aber nicht die Flüchtlinge, sondern ihre Sehnsucht nach Anerkennung. Wie weit geht sie, um der Bedeutungslosigkeit zu entkommen? Ist sie bereit, den populistischen Politiker Otten zu töten? Für Otten ist die lebensbedrohliche Situation kaum auszuhalten. Ablenkung findet er bei einem Jazzkonzert, wo ihn ausgerechnet das Klavierspiel einer geflüchteten Frau verzaubert. Trotz Talent

**SCHWEIZER | 16
BUCHJAHR**

bleibt diese in der Prostitution gefangen und kann sich genauso wie Otten und Isa nicht aus ihrer aufgezwungenen Lebenswelt befreien.

Obwohl die Ausgangslage vielversprechend ist, verzettelt sich Frickers Roman im Klischee, vermag aber die wunden Punkte der aktuellen Flüchtlingsdebatte kenntlich zu machen. Damit lässt sie leider am Ende die Lesenden zu sehr alleine. [Maja Sidler]

Ursula Fricker: Lügen von gestern und heute, dtv 2016

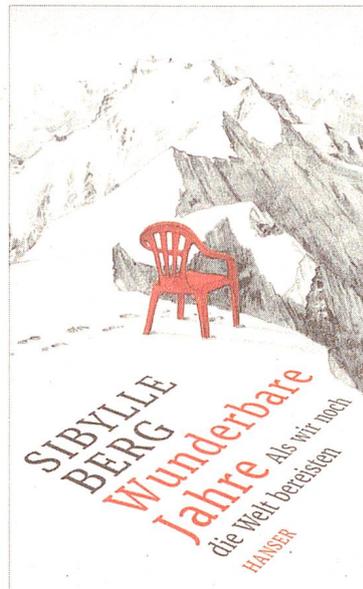


Gehen oder bleiben?

Ein kühler Sommerabend. Eben aus dem Urlaub zurückgekehrt, sitzen Thomas und Astrid auf einer Bank im Garten vor ihrem Haus. Als Thomas für einen Augenblick alleine ist, trifft er völlig unvorbereitet eine Entscheidung: Er steht auf, tritt auf die Strasse und geht.

Peter Stamms neuester Roman «Weit über das Land» stellt einen vor Rätsel. Obwohl die Sache eigentlich klar scheint: Thomas haut ab, Astrid bleibt mit den Kindern daheim. Doch schon bald tauchen beide Figuren im Umfeld der jeweils anderen auf. Was ist real, was Gedankenspiel? So werden immer wieder neue Situationen herbeierzählt, frei nach Max Frischs Motto: «Jedermann erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält.» Die Lust am Entwirren der Stränge macht das Buch absolut lesenswert. Wo sich diese nicht einstellen will, kann «Weit über das Land» leider auch etwas leer und trostlos wirken. [Noemi Schai]

Peter Stamm: Weit über das Land, S. Fischer 2016



Touristen auf Träumejagd

Sibylle Berg lässt in ihrem neuen Buch nichts aus. Es geht auf Kreuzfahrt, im Oriental Express durch Thailand, in ein Hippie-Dorf und zu den Goldschürfern nach Brasilien. Jede der 19 Geschichten in «Wunderbare Jahre. Als wir noch die Welt bereisten» braucht nur wenige Seiten. Geboten wird solide Unterhaltung, Ferienidylle sucht man jedoch vergeblich. Terror und Gewalt lauern überall.

Oder doch nicht? Die gut gemeinte Gesellschaftskritik entpuppt sich eher als Geplänkel einer nicht mehr ganz jungen Frau. Ganz nach dem Motto: «Früher war alles besser.» Schade, das Thema Tourismus und Terrorismus hätte viele Möglichkeiten geboten. So dominieren letztlich platte Schlussfolgerungen, deren Tiefpunkt die folgende Einsicht markiert: «Doch glaubt mir, wir werden es nie mehr finden, das Gefühl unserer ersten Italienreise.» – Das freilich hätten wir auch ohne die Reisetipps der Wahlzürcherin gehaut, oder? [Rahel Hochstrasser]

Sibylle Berg: Wunderbare Jahre. Als wir noch die Welt bereisten, Hanser 2016

Identität des Glücks

Wo liegt das Glück von zwei erzählten Welten und wie finden zwei Menschen dadurch zueinander? Catalin Dorian Florescu Roman «Der Mann, der das Glück bringt» sucht Antworten auf einer Reise durch zwei zeitlich und räumlich getrennte Welten, die ihn einerseits zu den Flüssen und Strassen New Yorks an der Schwelle vom 20. zum 21. Jahrhundert und andererseits vom Bilder- und

Sagenreichtum Rumäniens in die Zukunft führt. Zwei Schicksale verbinden sich dabei zunehmend: Während Rays Geschichte in New York beginnt, führt Elenas Geschichte die Lesenden ins rumänische Donaudelta vergangener Zeiten. Den neuen Roman des Buchpreisträgers von 2011 legt man ungern aus der Hand. Gelungen sind die erzählerische Doppelperspektive und die stilistische Klarheit, die mit einem genauen Blick auf das Leben einfacher Leute inmitten einer turbulenten Welt begeistert und bereichert. [Illa Spiekerman]

Catalin Dorian Florescu: Der Mann, der das Glück bringt, C.H. Beck 2016



Schweizer Buchjahr

Am 1.1.2017 geht das «Schweizer Buchjahr» online, die neue Plattform für Literatur- und Diskurskritik. Bereits jetzt werden Glanz und Elend der Schweizer Literaturszene auf www.buchjahr.uzh.ch kritisch und unabhängig begleitet. Viele der Texte werden von Studierenden des Deutschen Seminars der UZH verfasst. Im Rahmen des gleichnamigen Master-Seminars von Philipp Theisohn und Christoph Steier können sie sich hier in Kooperation mit renommierten Medienpartnern kulturjournalistisch versuchen.

Literaturclub «FÜNF/16»

Live zu erleben ist das Buchjahr-Team mit seinem Literaturclub am 16.12. um 19.30 Uhr im Zentrum Karl der Grosse in Zürich.

Papiertaschentücher sind des Teufels! — Kaum fällt das Thermometer unter zwanzig Grad, fordern Erkältungen und Grippe ihre ersten Opfer. Die Zeit des Hustensafts beginnt, und Neo Citran wird zum In-Getränk. Das wirkliche Wahrzeichen und zugleich das eigentliche Übel der kalten Jahreszeiten sind aber die Papiertaschentücher. Es gibt sie in den mannigfaltigsten und unsinnigsten Ausführungen: Super soft, drei- oder gar vierlagig und wahlweise mit Mentholextrakten versetzt. Meistens in mit Blumen oder Tierlein verzierten Verpackungen, die Kindern wohl gefallen, einem vernünftigen Erwachsenen aber als Zumutung erscheinen müssten.

Ein Taschentuch ist, wie es der Name sagt, ein Tuch, das in die Tasche gehört. Tempo, Softie und Konsorten sind also gar keine Taschentücher. Denn Tuch ist Stoff, nicht Zellulose. Statt ins Papier geht der Schleim bei kräftigen Niesern darum auch in die Hand. Schon wenn sie nach einmaligem Gebrauch in der Tasche versorgt werden wollen, kleistern sie das Innere des Hosensacks sofort mit dem ganzen Schnudder voll, den man hatte loswerden wollen. Und am Ende landen die Inbegriffe unserer Wegwerfgesellschaft in der Waschmaschine, wo sie Socken und Leibchen und dergleichen mit weissen Krümeln verunstalten und einen wiederum auf die Palme bringen. Darum sei hier an alle Grossväter erinnert. Sie hatten allzeit – auch summers – Nasenlumpen aus Stoff im Hosensack. Hellblaue, karierte, gestreifte oder solche mit eingestickten Initialen. Taschentücher mit Stil eben.

Oliver Camenzind

Wir verteufeln, was wir hassen,
und schreiben es zur Hölle.



Goldhaariger Teufel

Neonpinke Röcke und goldig glitzernde Mäntel. Rap, Beatbox und die typische «Schtärneföifi»-Musik. Gigantische Kronleuchter im Königspalast und Lichtschwerter im düsteren Wald. «Der Teufel mit den drei goldenen Haaren», ein Stück für Kinder ab sechs Jahren, bietet viel – und das innert kürzester Zeit. Im Schauspielhaus Zürich wird die Geschichte von Felix (Julian Anatol Schneider) erzählt, der mit einer Glückshaut geboren wurde. Diese sorgt dafür, dass alles, was er anpackt, gelingt. Als Prinzessin Scha-Scha (Elisa Plüss) auf Befehl ihres Vaters (Ludwig Boettger) nach einem geeigneten Heiratspartner Ausschau halten muss, ist Felix prompt zur Stelle. Um den boshafte König von sich zu überzeugen, wagt sich Felix in die Hölle.

Der Teufel (Christian Baumbach), dem er dort seine drei goldenen Haare klauen soll, erscheint wie eine dümmliche und komplett harmlose Imitation seiner selbst. Hier zeigt sich, dass die Vorführung primär auf Kinder ausgerichtet ist. Die Figuren sind übertrieben gezeichnet, es gibt Gut und Böse, für eine vielschichtigeren Interpretation wird kein Spielraum gelassen. Die Dichte der Handlungen und die überladene Bühne schütten das Publikum darüber hinaus mit Eindrücken zu. Und so bleibt der Wunsch nach einem reduzierteren Konzept die ganze Vorführung über bestehen.

Löst man sich aber vom analytisch-kritischen Denken und versucht, das Stück mit Kinderaugen zu sehen, wird man gut unterhalten. Die Star-Wars-Rebellen, die Felix im Wald trifft, und deren obligate Witze wirken dann nicht mehr dramaturgisch unpassend, sondern sind tatsächlich lustig. Und dass Scha-Scha für ihre potentiellen Partner ein Songcasting veranstaltet, erscheint nicht mehr unlogisch, sondern einfach unterhaltsam. Schliesslich ist es für ein Familienstück, wie es im Schauspielhaus traditionell in der Weihnachtszeit aufgeführt wird, durchaus nicht selbstverständlich, dass es gängige gesellschaftliche Vorstellungen aufzuweichen versucht: Für eine Heirat mit Scha-Scha bewerben sich nicht etwa nur Männer, sondern auch eine Frau. Sie wird vom Publikum prompt begeistert als beste Kandidatin auserkoren. [fiz]

«Der Teufel mit den drei goldenen Haaren»
(Regie: Meret Matter) läuft im Dezember
2016 und im Januar und Februar 2017 im
Schauspielhaus Zürich.



George Orwell und Hip-Hop

Sexismus, Gewaltverherrlichung und Materialismus sind nur einige der Vorwürfe, die man der Hip-Hop-Musik macht. Wenn Rapper wie Drake oder 2Chainz nur über Bitches, Money und Fame rappen, sorgt das für keine Begeisterung. Schaut man sich aber deren Chartplatzierungen an, fällt auf, dass Hip-Hop-Musik sich im Mainstream trotz simpler Beats, primitiver Texte und einer gehörigen Portion Selbstinszenierung gut verkauft. Wer aber denkt, dass sich das Genre deshalb auf eben diesen Party-Rap beschränkt, liegt glücklicherweise falsch.

Abseits der Charts trifft man auf Künstler wie L'Orange, der Hip-Hop als Kunst versteht, mit der es eine Geschichte zu erzählen gilt. L'Orange ist ein amerikanischer Hip-Hop-Produzent aus North Carolina, der sich als Konzeptkünstler einen Namen gemacht hat. So ist auch sein neuestes Album, «The Life and Death of Scenery», welches kürzlich erschienen ist, an eine Grundidee gebunden. In Kooperation mit dem MC Mr. Lif hat L'Orange eine musikalische Dystopie entworfen. Die beiden zeichnen eine triste und monotone Welt, aus der die Kunst in all ihren Formen verbannt wurde. Inspiriert von George Orwells «1984», vertonen die Musiker in ihren Tracks die Gedankenkontrolle und Unterdrückung einer Gesellschaft. So erklingt zwischen den Songs immer wieder die «Voice of the Nation» als Berichterstatterin, die den Menschen das Bild einer intakten und besseren Welt vermitteln möchte, in der Bücher oder Musik nichts zu suchen haben. Aufstände werden im Keim erstickt, stattdessen wird dazu aufgerufen, die Sonne anzubeten und dem Staat vollen Gehorsam zu leisten. In diesem finsternen Zeitgeschehen scheint es kurz, als täte sich ein Hoffnungsschimmer auf, dem der Song «The Scribe» gewidmet ist. «The Scribe», zu deutsch «der Poet», setzt sich für die Rückkehr der Kultur ein, gerät dabei aber in

Konflikt mit dem Regime. So meldet sich nach dem Lied auch schon die «Voice of the Nation» ein zweites Mal, um die Gerüchte um einen solchen Rebellen und potentiellen Revolutionär zu zerstreuen.

Im Song «Antique Gold» thematisieren die Künstler die Kunst selbst. Für L'Orange stellt diese ein wertvolles und vergängliches Gut dar. Mr. Lif hingegen interpretiert die «Chains of Gold», die im Lied besungen werden, als Symbol für die Rückständigkeit der Gesellschaft, wenn es um Akzeptanz und Rassismus geht. Für ihn bedeuten diese Ketten die Ketten der Sklaverei, die die afro-amerikanische Bevölkerung so lange gebeutelt haben. Obwohl die beiden Künstler unterschiedliche Auffassungen haben, wie der Song verstanden werden soll, ist es «Antique Gold» gewesen, mit dem L'Orange und Mr. Lif ihren gemeinsamen Stil entdeckt haben.

Die beiden Musiker haben so einen Weg gefunden, ihre Stärken miteinander zu vereinen, um ein bemerkenswertes Werk zu erschaffen. «The Life and Death of Scenery» ist trotz der düsteren Zukunft, die es heraufbeschwört, ein Album, das sich vor allem durch seine musikalische Leichtigkeit auszeichnet. L'Orange, der sich wohl am ehesten dem Bohemian Rap zuordnen lässt, kombiniert Vintage-Jazz-Samples mit Swing-Elementen und unterlegt diese mit starken Beats. Kombiniert mit Mr. Lif's Wortgewandtheit resultiert daraus ein hochkarätiges Album, das sich durch seine kluge Storyline und sorgfältig abgestimmte Vertonung vom sonstigen Einheitsbrei-Hip-Hop abhebt. [aga]

L'Orange & Mr. Lif: «The Life and Death of Scenery» Mello Music, 2016



Auf zu neuen Tiefen

In seinem neuesten Film erzählt Regisseur Jérôme Salle die Lebensgeschichte des Pioniers für Meeresforschung, Jacques-Yves Cousteau. Dieser hat sein Leben über weite Strecken auf See verbracht und die Welt der Meere mit seinen Filmaufnahmen einem breiteren Publikum näher gebracht. «L'Odyssee», das zeigt sich sehr bald, spielt sich zwischen wunderschönen Bildaufnahmen der Ozeane und deren verborgenem Leben sowie einem schwierigen Familiendrama an Land ab.

Im Mittelpunkt steht vorerst der begeisterte junge Taucher Cousteau, der erst Pilot werden wollte und dann die Weltmeere zu entdecken und zu beherrschen trachtet. Zusammen mit seiner Frau bricht er dazu auf dem Schiff «Calypso» in das Abenteuer seines Lebens auf, wobei er seine beiden Söhne im Internat zurückschickt, um sich seinen Traum erfüllen zu können. Die Jahre vergehen und Cousteau feiert unglaubliche Erfolge mit den Filmen und Dokumentationen, die er während seiner Forschungen aufnimmt.

Mit der Zeit gewinnt aber die schwierige Beziehung des Franzosen zu seinem ältesten Sohn Philippe an Wichtigkeit; als dieser nämlich beginnt, seinen Vater auf den Expeditionen zu begleiten, genießt auch er zunächst das aufregende Leben des Entdeckers auf dem Schiff. Doch bald erkennt Philippe, dass Ruhm auch seine dunklen Seiten hat, und wird sich der Konsequenzen bewusst, welche die zahlreichen Expeditionen für die Familie und – vor allem – die Umwelt mit sich bringen.

«L'Odyssee» ist ein spannendes Familiendrama, das zwar in wunderschöne Bilder der Weltmeere verpackt ist, aber bei den Szenen über die Vater-Sohn-Beziehung den nötigen Tiefgang nicht vermissen lässt. Begleitet von einem emotionalen Soundtrack, ist Jérôme Salles Film ein Schmuckstück über den Preis der Träume und über Umweltschutz. [gan]

«L'Odyssee» von Jérôme Salle kommt am 8. Dezember in die Deutschschweizer Kinos.



Mit Liebe gemacht: Geschirranrichte beim Spaghettiplausch in der Midway Bar.

Ein gefundenes Fressen

Mitten im Langstrassenquartier befindet sich mit der Midway Bar eine kulinarische Oase. Ein Augenschein.

Severin Frohofer (Text und Bilder)

Das Langstrassenquartier ist nicht gerade für seine hochwertigen Restaurationsbetriebe bekannt. Daran ändert auch das «Holy Cow» nichts, das sich im Fahrwasser der Gentrifizierung, die langsam von der Europa-Allee herüberschwappt, an der Schlagader des Zürcher Sündenpfuhls niedergelassen hat. Die hiesigen Etablissements setzen auf Bewährtes – ob flüssig, pulvrig oder leichtbekleidet – und kennen den Guide Michelin höchstens von der Karosseriewerkstatt. Wer sich hier umtreibt, sucht nichts für Zunge und Gaumen, sondern für Leber und Schleimhäute – oder für Auge und Hüfte.

Doch etwas abseits vom grossen Strom, dort, wo sich Roland- und Zini-strasse kreuzen, trotz ein Lokal der ignoranten Masse. Seit über acht Jahren serviert die Midway Bar ihren Gästen mittwochs ein lukullisches Mahl – à discrétion und völlig umsonst. Dafür wirbt sie mit ei-

nem kunstgerecht gestalteten Plakat, auf dem sich neben einem liebevoll angerichteten Spaghetti-Teller eine junge Dame mit gebräunter Haut und ausladendem Busen räkelt. Die Vereinigung von bodenständiger handwerklicher Kochkunst und höchsten ästhetischen Ansprüchen wird hier augenscheinlich grossgeschrieben.

Milieu-Atmosphäre

Die Wirtschaft, die auch dem Namen nach eher eine Schenke ist, ist klein und stimmungsvoll, das Personal aufmerksam und routiniert. Sobald man sich an einen der sechs Stehtische zu einer bereits anwesenden Zweier-Gesellschaft setzt – was dank hoher Barhocker möglich ist –, nimmt eine der beiden Kellnerinnen die Bestellung der Getränke auf (ein Grosses: 7.50). Die aus Südostasien stammenden Angestellten sorgen für das internationale Flair der Kaschemme, das auch von den Gästen widerspiegelt wird: Neben breitem Zürichdeutsch hört man vor allem spanisch, italienisch und slawisch geprägte Akzente.

Die Kundschaft ist bunt gemischt. Ausser Rockern mit Motorradjacken trifft man Maler mit Maurerdekolleté und bärtige Rentner mit Buezer-Hemd mit ihren «leichten Mädchen» in schweren Kunstpelzmänteln. Das Intérieur ist mit viel Liebe zum Detail gestaltet: Neben dem obligaten Kneipen-Inventar wie Dartautomat und Mini-Glücksspielkonsole hängt moderne Neunzigerjahre-Kunst zwischen amerikanischen Nostalgie-Blechschildern an den Wänden. Auch die Halloween-Dekoration hängt noch; lustige Fledermäuse und künstliche Spinnennetze bedecken die gardinenbehangenen Fenster. Auf den Tischen liegen statt Servietten stil- und milieuecht Kleenex bereit. Im Hintergrund läuft Ronan Keating und dank zwei HD-Screens verpasst man keinen Match.

Raffinierte Rezeptur

Der eigentliche Höhepunkt der Mittwochabende ist aber zweifellos das Nudelbuffet. Ein geschicktes Mise en Place ermöglicht es den Gästen, sich in effizienter Weise Spaghetti und Sauce Bolognese wie auch Gewürze und Reibkäse auf die Pappteller zu schöpfen und sich im gleichen Zug am Plastikbesteck zu bedienen.

Die Qualität des Gerichts ist grundsolide, obschon der Gourmande nicht ent-

gangen sein wird, dass die Spaghetti den Garpunkt leicht überschritten hatten. Dafür ist die Komposition der Sauce mit Lorbeer und Bleichsellerie umso ausgefeilter. Zudem hat der Feinschmecker die Gelegenheit, seine Speise mit Paprikapulver zu verfeinern (Achtung, scharf!). Der geneigten Kennerin steht neben Bier ausserdem die Wahl zwischen zweierlei Weinen (die Sommelière präzisiert: «französisch oder spanisch») offen.

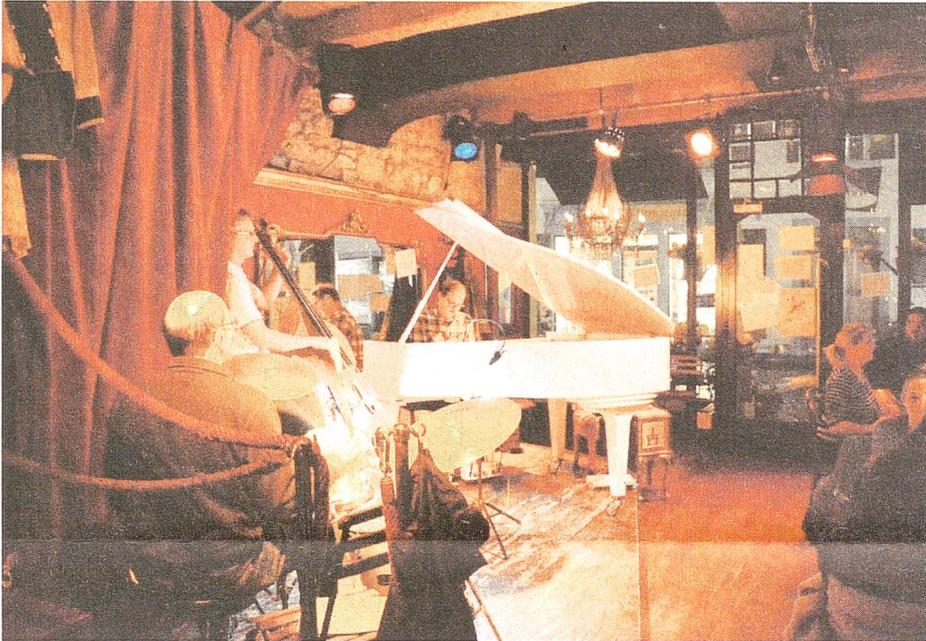
Wer auf den schnellen Rausch oder billigen Stützlisex aus ist, ist hier sicher an der falschen Adresse. Auch das Hohelied der Kulinarik wird hier kaum angestimmt werden. Wer aber ein unpräzises Abendessen in authentischem Ambiente mit einem unübertroffenen Preis-Leistungs-Verhältnis schätzt, wird in der Midway Bar sicher gut bedient. ♦



Bukowski statt Prüderie

Ein Ort mitten in Badens Altstadt, an dem Authentizität und Inszenierung aufeinanderprallen: die UnvermeidBar des Teatro Palino.

Nina Cassal (Text und Bild)



Blumenhandlung, Great Gatsby, Leuchter: der Stilmix der UnvermeidBar.

Klar, Badens malerisch verwinkelte Gässchen und die von hohen Bäumen begleiteten Limmatwege sind wunderschön. Doch wenn man abends an den Shops und den Bars, vor denen immer die gleichen Leute zu campieren scheinen, vorbeischlendert, verblasst auch diese Schönheit. Schliesslich endet man doch wieder draussen vor dem obligat überfüllten Irish Pub, um dort seine Kehle zu benetzen. Doch da, rechts vom Stadtturm, schimmert das rötliche Licht des versteckten Juwels der Badener Bar-Landschaft. Die Pflanzeninvasion, die den gläsernen Eingang kleidet, erinnert im ersten Moment an eine Blumenhandlung.

Üppige Sammlungen

Es ist Donnerstag: für die UnvermeidBar Jazz-Abend. Drei Musiker zupfen den Kontrabass, klimpern am weissen Flügel und streicheln über das Schlagzeug. Der erste Eindruck von Szenerie und Musik: New Yorker Wall Street der 20er-Jahre.

Es ist eng, der Stuhl unbequem, doch all dies kümmert nicht. Viel zu faszinierend ist die Komposition aus sprödem, grobem Holz, Theatervorhängen, riesigen funkelnden Kronleuchtern und gefühlten tausend Blumenbouquets. Es ist von allem zu viel, doch es fühlt sich richtig an. Nichts wirkt arrangiert. Vielmehr scheint die Einrichtung wie eine durch Jahre entstandene Sammlung, eine Sammlung im Reich der Inhaberin, Transfrau Stella Palino. Es sei ihr wichtig, dass alles lebe, sie halte nichts von Schnickschnack.

Daher stammen die meisten Stücke aus ihrer Zeit in Paris oder wurden auf dem Flohmarkt erstanden. Das Faible für Theater inspirierte den einstigen Clown Marc Brunner dazu, nun als Stella Palino ihre sexuelle Identität und Weltanschauung öffentlich zu vertreten. Mit ihrem Lebensprojekt, dem Teatro Palino, möchte sie ein Statement setzen und zum Nachdenken anregen: «Ich habe vorgehabt,

Baden ein bisschen Leben und Wahhaftigkeit einzuhauchen, einen Ort zu kreieren, der Originalität, Veränderung und Fragen zulässt.»

Umgesetzt wird dies neben Philosophietreffen im wöchentlich gespielten Theaterstück «Die Mücke spricht – oder wie geil es ist, einem Insekt zu lauschen». In Anlehnung an Kafkas «Verwandlung» erzählt es von einer Mücke, die in einen Menschen verwandelt wurde und nun die Entwicklung der letzten 70'000 Jahre der Menschheit durchleuchtet. «Themen wie die fiktive Wirklichkeit der Gesellschaft, Religion und Stereotypisierung sollen verdeutlichen, wie absolut das Leben ist», erklärt Palino.

Erotische Lesestunden

Am Samstagabend, zur späten Stunde, stehen zudem erotische Lesungen auf dem Programm: «Die Idee kam mir bei meiner eigenen erotischen Vorlesung in der Badewanne, mit meinem Bukowski-Buch in der Hand», erzählt sie mit einem Zwinkern. Prüderie und Halsstarrigkeit sollte man daher besser zuhause lassen – Offenheit und Interesse an Werten abseits des Mainstreams sind erwünscht.

Die UnvermeidBar wird ihrem Namen im ersten Moment nicht gerecht, denn man kann sie sehr wohl umgehen, selbst wenn man jahrelang in der Gegend wohnt. Warum, ist schwer zu beantworten. Vielleicht, weil es einfacher ist, beim Gewohnten zu bleiben, dort, wo alles immer zufriedenstellend ist. Vielleicht ist sie aber auch zu unkonventionell, zu eckig, oder die Badenerinnen und Badener einfach zu rund für neue Formen. Grund genug, kurzzeitig aus Zürich auszubrechen und einen Abstecher nach Baden, in den wilden Westen, zu wagen. Um zu sehen, ob das eigene Förmchen dazu passt. ♦



Eine giftige Sache: Rainbow Pigment für mehr Glitzer im Leben.

Glitzer macht glücklich

Luana Capasa betreibt im Kreis 2 ein Nail-Art-Studio. Ein Besuch in der Welt der Camouflage-Prints, French Nails und Rainbow Pigments.

Jana Schibli (Text) und Marco Rosasco (Bilder)

Ich bin eine Nail-Art-Virgin. Erstaunlich eigentlich, gehören doch irgendwie auch Fingernägel zur Mode, die mir ansonsten sehr wichtig ist. Als ich aber die Werbung für das Nail-Art-Studio Crystal Look Nails sah, wurde ich neugierig. Die dort gebrauchten Worte gehen von «Miley Cyrus» über «trashy» bis «viel zu viel Glitzer». Zugegeben, dieser Kombination konnte ich einfach nicht widerstehen. An einem grauen Montagabend, der definitiv ein wenig Glitzer vertragen kann, betrete ich also Crystal Look Nails im Zürcher Kreis 2.

In meinem Hinterkopf schwirren Horrorgeschichten von beim Basketball abgebrochenen Nägeln herum, und die Angst vor schmerzhaft langsamem und lautem Tippen auf einem Touchscreen drängt sich in meine Gedanken. Es begrüsst mich eine gutaussehende Frau mit perfekten Augenbrauen, die sich mit Luana vorstellt. Als sie mir sagt, dass sie mir für eine Nagelverlängerung meine eigenen Nägel wegnimmt, läuft es mir kalt den Rücken hinunter: Ich bin ein Angsthase und entscheide mich lediglich für eine Nagelverstärkung mit Gel. Luana erzählt mir, was Nägel ihr bedeuten: «Ohne lange Nägel fühle ich mich zu männlich», sagt sie. Für sie sind Nägel ein Zeichen einer Person, die sich gut pflegt.

Ich darf meine Farbe wählen, Luana deckt mich mit Unmengen an Plastiknägel ein, und ich bin wieder völlig über-

fordert. Letztlich entscheide ich mich, all-in zu gehen, und wähle das Rainbow Pigment: Es glitzert in allen Farben und ich bin die erste Kundin, die es wagt. Während Luana meine Nägel fertig macht, erzählt sie mir von einer anderen Kundin: Sie ist Krippenleiterin und kam immer wieder zu ihr, um sich superlange Nägel zu machen, bis es ihr von der Krippe verboten wurde. Kinder waren bis vor Kurzem auch ein grosser Teil von Luanas Leben: Sie arbeitete hauptberuflich als Nanny und betrieb ihr Nagelstudio nebenbei – oder gleichzeitig. Sie hat ihren Hütekindern auch schon Hello-Kitty-Sticker auf die Nägel geklebt.

Kreischende Nägel

Luana presst das Regenbogenpigment auf meine Nägel und sagt: «Kunden kommen mit mehr Selbstbewusstsein aus meinem Salon.» Und ich glaube es ihr sofort. Denn man kann mit Nägeln machen, was man will: den Military Look mit Camouflage-Nägeln auf die Spitze treiben, mit übertriebenen French Nails die 2000er zurückholen, mit matten Krallen Kylie Jenner nacheifern oder mit neon leuchtenden Nägeln Menschen ankreischen, ohne einen Laut von sich zu geben. ♦



Nailstylistin Luana Capasa

Deloitte.



**Change the world,
not who you are.**

Bring your talents to Deloitte, and you'll find a global network of support, leadership opportunities and diverse thinking. There's no limit to what you can achieve.

What impact will you make?
deloitte.com/ch/careers

© Deloitte AG. All rights reserved.